Aus

Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart.

Mittheilungen

von

Fr. Fronius, J. Haltrich, V. Käftner, M. Malmer, Franz Obert,
S. Schiel, G. Schuller, J. C. Schuller, W. Schuster, K. Schwarz,
Fr. v. St., G. D. Teutsch, H. Wittstock.

Zum Besten der Abgebrannten in Bistritz.

Vorzeit

Aus

Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart.

Mittheilungen

von

Fr. Fronius, J. Haltrich, V. Kästner, M. Malmer, Franz Obert, S. Schiel, G. Schuller, J. C. Schuller, W. Schuster, K. Schwarz, Fr. v. St., G. D. Teutsch, H. Wittstock.

Zum Besten der Abgebrannten in Bistritz.

Hermannstadt, 1857.
Druck und Verlag von Theodor Steinhaußen.

Vorwort.

In der kurzen Reihe von 20 Jahren ist die im Norden von Siebenbürgen gelegene deutsche Stadt Bistritz durch wiederholte Feuersbrünste mit seltener Schwere betroffen worden. Es verbrannten, ohne Einrechnung der letztern, minder bedeutenden, Feuersbrunst im Juni l. J.:

15. Octob. 1836	etwa	80	Häuser mit einem Schaden von	222487
4. Octob. 1840	„	116	„ „ „	309868
5. Sept. 1842	„	100	„ „ „	265600
15. Octob. 1843	„	15	„ „ „	50000
18. April 1857	„	214	„ „ „	257363
	zusammen	525	Häuser	1,105318

Gulden Conv.-Mze.

Wenige nur von ihren Bürgern sind verschont geblieben, einige zweimal abgebrannt.

Was diese Blätter bringen, sind Gaben der Liebe, deren Ertrag von den Verfassern und dem Verleger, welcher von denselben Gefühlen des Mitleides bewegt, edelsinnig ein Tausend Exemplare des Büchleins ganz kostenfrei hergestellt hat, zur Linderung einer Noth gewidmet worden ist, welche vom Throne herab bis in die Hütten der Armuth die allgemeinste und werkthätigste Theilnahme hervorgerufen hat; der Vorredner hat nur die Ehre sie gesammelt und herausgegeben zu haben; von einem Verdienste da sprechen wollen, wo alle,

die beigetragen, sich in dem gleichen Wunsche begegneten und die k. k. Verwaltungsbehörden das Unternehmen in sehr dankenswerther Weise förderten, wäre mehr noch als anmaßend.

Wenn er dabei nicht jedem Wunsche entsprochen hat, so mögen es die Verfasser nachsichtig entschuldigen. Niemand bedauert es mehr, als er selbst, daß nicht alles aufgenommen werden konnte, was einging; allein es war unmöglich, den Umfang des anfänglich auf 2 bis 3 Bogen berechneten Werkchens noch weiter auszudehnen, als dieses schon geschehen ist. Und so mußte denn leider auch der verdienstvolle Verfasser der Geschichte von Bistritz die Weglassung der ihr beigegebenen äußerst werthvollen kritischen Anmerkungen gestatten, ohne daß dadurch der Glaubwürdigkeit dessen, was der bewährte Forscher auf dem Gebiete der Sachsengeschichte berichtet, der mindeste Eintrag geschehen wäre.

In der Schreibung sächsischer Sprachproben machte der Mangel an einigen neuen typographischen Zeichen die durchgängige Anwendung der von Frommann vorgeschlagenen und von einigen Verfassern angenommenen Orthographie deutscher Mundarten unmöglich. Es war zu spät, die Verfasser von diesem Uebelstande in Kenntniß zu setzen; mögen sie es entschuldigen, wenn namentlich auch an die Stelle des a mit einem kleinen darauf stehenden o ein oa gesetzt wurde; dem sächsischen Leser wird es auch ohne jene Zeichen leicht sein richtig zu lesen; dem Fremden dienen die zahlreichen Zeichen immer nur als Krücke.

Wenn endlich hie und da ein Druckfehler übersehen worden sein sollte, so bittet der Corrector um Nachsicht.

Hermannstadt, 17. August 1857.

J. C. Schuller.

Das Album an den Leser.

Nimm mich zur Hand in stiller Feierstunde,
Wenn du dein Tagewerk beendest,
Wenn aus der Amtsgenossen thät'ger Runde
Du zu den Deinigen dich wendest.
Doch will ich nicht, daß du aus bloßer Muße
Mich lesen mögest, wie man gerne thut
Mit Büchern, die bestimmt sind zum Genuße.
Ich will erwecken deinen Liebesmuth,
Daß er in Liebesthat sich offenbare
Und dich zu opfern treibe am Altare.
Ich will dich mahnen an den Ernst des Lebens,
Der heute diesen trifft und jenen morgen,
Ich will dich mahnen an die bangen Sorgen
Der Brüder, die der Früchte ihres Strebens
Beraubt, entblößt von aller Habe
Nun harren deiner milden Gabe.
Doch bist du trotz der Mahnung kalt geblieben,
So war das Album nicht für dich geschrieben.

Eduard Schiefer.

Zur Geschichte von Bistritz.

Von

G. D. Teutsch. *)

> Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen,
> Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
> Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth.
>
> W. Tell.

*) Die Abhandlung hatte in einer Reihe von Noten urkundliche und andere Belege zum Text. Der beschränkte Raum zwang dieselben fortzulassen, und der Bestimmung des Buches für einen größern Leserkreis schien diese Weglassung der Noten nicht unangemessen.

Anm. des Verf.

1.

Unter den deutschen Ansiedlungen Siebenbürgens, die der Weisheit ungrischer Könige und der eigenen Thatkraft Dasein und Bestand verdanken, ist der Nösner Gau im Nordosten des Landes eine der bedeutendsten. Im Quellengebiet des großen Samosch und der Bistritz, wo trotz des Riesenwalls der Schneegebirge ein von Feinden gekannter Zugang zum Land sich öffnete, sollte die deutsche Colonie die neue Heimat schirmen, die Schätze des Bodens gewinnen, und der Cultur eine Stätte bereiten. Als Hauptort des Gaus erscheint seit frühern Zeiten schon Nösen, oder — mit dem lateinisch-urkundlichen Namen — Bistritz, in der freundlichen Ebene, die die silberklaren Wellen des gleichnamigen Flusses bewässern. Wie die Schwesterstädte des Landes hat auch Bistritz eine überaus lebensvolle Vergangenheit, aber reich an Unfällen und oft „selbst im Frieden schrecklich". Hat doch auch in unsern Tagen wieder das Geschick sie mit schwerer Hand getroffen. Möchten die flüchtigen Züge aus dem Bild alter Zeiten, das diese Zeilen bringen, zur Milderung desselben etwas beitragen, sei es auch nur durch die stärkende Kraft, die wahrheitsgetreuer Erkenntniß des Guten und Bösen aus früherer Zeit gerne innewohnt.

Das Gründungsjahr von Bistritz ist unbekannt; die Angabe der grade hier durch und durch unkritischen Wandchronik der Kronstädter Kirche, die dasselbe auf 1206 (oder 1180) setzt, kann ebensowenig Glaubwürdigkeit beanspruchen, als die sogenannten Schützeschen Familienaufzeichnungen, die 1172 „sich die Leute abermal verwilligen" lassen „eine Stadt zu bauen". Ist doch nicht einmal die Zeit der Einwanderung der gesammten Colonie mit Gewißheit zu bestimmen, wenn sie gleich höchst wahrscheinlich unter Geysa II. zurückgeht. Erst im Jahr 1222 steht der Bestand des Ortes durch das Vorkommen Emrich's von Salzburg als Bistritzer Grafen über allem Zweifel. Die nicht ganz unglaubwürdige Sage fügt hinzu, daß die Stadt ursprünglich nicht an dem jetzigen Platz, sondern in der Nähe am südöstlichen Fuß des „Burgbergs" gestanden. Ueber die ursprüngliche Rechtslage derselben, die wohl die wesentlichen Freiheiten des damaligen deutschen Colonialrechtes in sich begriff, insbesondere ihre Verpflichtungen der Krone

gegenüber, die die Steuern der Ansiedlung den Königinnen überließ, endlich über die anderweiten anfänglichen Zustände des Gaues, der von Bistritz den Namen trägt und — worauf die beiden Kapitel, das Nösner und das Kyralyer, zu deuten scheinen — ursprünglich vielleicht zwei Ansiedlergruppen vereinigte, kann bei dem Mangel an Quellen kaum Weiteres gesagt werden.

Ueberhaupt sind die Nachrichten über Nösen fast durch das ganze 13. Jahrhundert sehr dürftig. Nicht einmal der Mongolensturm hat das Dunkel zerstreut, das über seinen Anfängen ruht. Während Rogerius ausführlich das tragische Geschick der „reichen Rudana“ erzählt, die, männer- und waffenstark, Gegenwehr gegen die wilden Horden bereitete, und mehr der eignen Sorglosigkeit und der List des Feindes, als dessen Schwert erlag, gedenkt er des nahen Bistritz mit keinem Wort. Auch nach dem Mongoleneinfall zeigt sich in Rodna Leben und ein gegliedertes Gemeinwesen: Graf Rotho verkauft dem Grafen Heinrich Brendolinus Sohn Gut und Erbe um 150 Mark Silber, Rodnaer Gewichts, darunter den steinernen Thurm mit dem hölzernen Haus daran, die Mühle am Sannosch, seine Silbergruben; derselbe Graf Heinrich ist Vogt der Burg von Ofen, während in der fernen Gemeinde seiner Heimat „Richter und Geschworne“ sich „unter königlicher Authorität“ ihrer Stellung erfreuen — über Nösen's Innerleben herrscht das alte Stillschweigen. Die Tartarenverwüstung unter König Ladislaus IV. (1285) traf auch seine Entwicklung schwer; weil „die Bürger von Bistritz durch Feuer und Schwert der Tartaren überaus gelitten hätten und verarmt seien“ — plurimum sunt destructi et depauperati — erläßt ihnen der König zwei Drittheile der Bistritzer Zölle, was Andreas III. 1290 und 1291 bestätigte. Daß jedoch zu dieser Zeit bereits ein, wahrscheinlich von dem Orden der Kreuzträger des heiligen Geistes geleitetes Spital in Bistritz besteht, dem Bischof Petrus 1295 die nahe Pfarre von Niederwallendorf incorporirt, läßt auch die anderweiten Ordnungen des Gemeinwesens auf entsprechender Stufe der Entwicklung voraussetzen.

Gewiß ist es, daß Bistritz am Ende des 13. Jahrhunderts das Haupt des deutschen Nordgaues ist, dessen Rechtslage, wie sie in den Urkunden des 14. Jahrhunderts zu Tage tritt, immer mehr das „deutsche Freithum“ jener Zeit zeigt. Nach dem werthvollen Privilegium, das die Königin mit Einwilligung König Karl Robert's 1334 den „Bürgern und Ansiedlern von Bistritz und der zu diesem Gerichtsstuhl Gehörigen“ in Erwägung ihrer treuen Dienste und auf ihre „gerechten Bitten“ ertheilt, sind jene exemt von aller fremden Gerichtsbarkeit und unterstehen im Rechtsstreit blos der Krone, dem von der Königin eingesetzten Grafen, und dem von der Volksgemeinde erwählten Richter. Das Amt des

Königsgrafen erscheint in der Regel von den Szeklergrafen verwaltet, doch findet es sich auch mit der Klausenburger und mit der Burzenländer Königsgrafenwürde vereint; das Gemeindeleben ist wie im ganzen Gau, so in Bistritz selbst naturgemäß gegliedert: Richter, Geschworne, Aldermänner stehen an der Spitze „der sächsischen Nation von Bistritz und seiner Gaugenossen".

2.

Der Frohnleichnamstag 1366 wird für Bistritz ein heiteres Fest gewesen sein. König Ludwig I. war selbst dort anwesend und das königliche Wort, das er zu ihnen sprach, daß des Herrschers Hoheit denjenigen insbesondere die Hand seiner Macht reiche, die die Fülle des Gehorsams und die Reinheit der Treue und Ergebung empfehle; denn während er für diese sorge und mit Geschenken und Freiheiten sie begünstige, vergrößere und erhöhe er weise die eigene Ehre, wird um so tiefer in ihren Herzen gehaftet haben, da des Königs Gerechtigkeit ihm sofort in Thaten entsprach. Als nämlich die Gemeinde von Bistritz und die andern Gemeindes des Gaues vor Ludwig klagten, daß sie von vielen Jahren her in dem Recht der freien Richterwahl Beeinträchtigungen erlitten, so daß dadurch selbst in die Entrichtung der königlichen Abgaben Unordnung eingerissen, stellte er „ebenso in Pflicht seines Amtes als zum Nutzen der heiligen Krone" in der Octave des Festes jenen Freibrief aus, der ein Grundstein für die weitere gedeihliche Entwicklung des ganzen Nösner Gaues geworden ist. Kraft desselben haben die „Bürger und Ansiedler" von Bistritz, wie früher, so auch fortan das Recht nach ihren gemeinsamen freien Willen aus ihrer Mitte jährlich Richter und Geschworne zu wählen und die Erwählten sprechen in Gemeinschaft mit dem Königsgrafen das Recht; ein Drittheil der Bußgelder fällt dem Gemeindegrafen zu; Streitsachen, mit deren Entscheidung eine Partei nicht zufrieden ist, gehen vor den Grafen von Hermannstadt, wie denn der gesammte Nösner Gau ungehindert desselben Rechtsgebietes und derselben Gepflogenheiten genießen soll, die die Stadt Hermannstadt gesetzlich von Alters her gehabt, und an seiner frühern uralten Freiheit keinen Abbruch leiden darf.

Damit ist die Entwicklung von Bistritz an einem überaus lehrreichen Wendepunkt angelangt; von dieser Zeit an ist der deutsche Nordgau Siebenbürgens grundsätzlich unter den Schutz der libertas Cibiniensis gestellt, und hat in seinen Verhältnissen zu Krone und Reich gesetzlichen Anspruch, nach jenem Recht behandelt zu werden. Kaum läßt sich bei irgend einer andern deutschen

Colonie im Lande der Uebergang in jene Rechtslage klarer nachweisen. Dadurch aber, daß König Ludwig ihn urkundlich vollzog und Hermannstadt zugleich zum Oberhof für den Gau machte, ist die spätere Vereinigung desselben mit der Hermannstädter Provinz zu einem Gemeinwesen ermöglicht und wirksamst vorbereitet worden.

Welches übrigens die Hindernisse gewesen, die nach der vor den König gebrachten Klage die freie Richterwahl im Nösner Gau hinderten, liegt nach den Zeugnissen jener Zeit nahe und theilt der Freibrief selbst mit. Wenn er für nöthig hält, ausdrücklich zu verordnen, daß die in den Dörfern wohnenden „Adeligen" — es sind die Saxones praedia tenentes ac more Nobilium se gerentes des Inauguraldiploms Andreas III. von 1291, wie deren einer schon 1311 in Johann, dem Sohn Göbels von Bistritz erscheint — sich der „königlichen Steuer" und der Leistung der anderweiten Rechtsschuldigkeiten der Krone nicht entziehen; ja wenn er verbietet, diese Adeligen in den Dörfern des Gaues zu Hannen oder Schöffen zu machen, und die Giltigkeit dieser Wahlen hier von den Weisungen und der Zustimmung des Richters und der Geschwornen von Bistritz abhängig macht — wohl damit die Gemeinfreiheit des „Landes" gegen gefürchtete Uebergriffe des sächsischen Junkerthums durch den Gegensatz des städtischen Bürgerthums geschützt werde —; wenn endlich schon im folgenden Jahr (1367) die Gauversammlung, um den Weinbau in ihrer Mitte gegen die erdrückende Concurrenz der von den Besitzungen der Adeligen außerhalb des Gaues eingeführten Weine zu unterstützen, festsetzt, daß zwischen der Weinlese und dem Jacobustag nur Diejenigen Weine einführen dürften, welcher auf eigenem Grund und Boden gewachsen, und unter Einem verbietet, daß fortan Jemaud aus Stadt und Gau Weingärten, die außerhalb diesem gelegen, kaufe: so kann kaum ein Zweifel sein, von welcher Seite die Störung der primaeva et antiqua libertas der Bistritzer gekommen.

In den urkundlichen Zeugnissen aus König Ludwigs Zeit erscheint Bistritz durchgängig als civitas, als Stadt, im Gegensatz zu den „Dörfern" seiner „Provinz." So hat denn frühe der bekanntlich in andern deutschen Gauen gleichfalls nachweisliche Gang der Entwicklung auch hier dahin geführt, daß an die Spitze der alten „Landgemeinde" eine Vorortschaft tritt, die nach der Natur der Sache thatsächlich mehr und mehr Vorrechte sich eigen machend, eine gewisse Dualität in die Verfassung bringt. Die Gaugemeinde besteht nun aus den Bürgern der Stadt und den „Provinzialen"; ihren Beschlüssen drucken sie bei oder hängen an „ambo sigilla, scilicet civitatis et provinciae." Wie sehr eine solche Stellung durch die erwähnte Verfügung Ludwigs, die der

„Stadt" das Bestätigungsrecht der Richterwahlen auf den „Dörfern" einräumte, befestigt werden mußte, liegt nahe.

Daß hierauf auch die in Bistritz seßhafte Gewerbs- und Handelsthätigkeit nicht ohne Einfluß war, unterliegt kaum einem Zweifel. Dieselbe erscheint unter Ludwig bereits vorgeschritten. Zwar eine Organisation der Gewerbe durch Zunftordnungen, wie sie gleichzeitig der Hermannstädter Gau aufweist, finden wir nicht; doch beschäftigt der Gegenstand bereits die Gauversammlung. Das oben erwähnte lehrreiche Weisthum derselben von 1367 setzt fest, daß jedes Gewerbe, ob groß oder klein, in seinem alten Recht bleiben solle. Der Rath der Stadt (Seniores civitatis) solle den Handwerkern Constitutionen und Statuten machen, kraft deren sie Jedem mit ihren Arbeiten und deren Preisen nach Vernunft und Schick Genüge leisten könnten. Die Meister sollen Söhne ehrbarer Eltern um entsprechendes Lehrgeld das Gewerbe zu lehren sich nicht weigern, und der neuen Ansiedlung von Handwerkern in der Stadt, was sie immer für ein Gewerbe treiben mögen, wenn sie den Steuern und Abgaben sich nicht entziehen, nichts im Wege stehen.

Es konnte in solchen Verhältnissen und bei den Culturzuständen des ungrischen Reichs und der Nachbarländer nicht fehlen, daß Bistritz bald zum Mittelpunkte eines weit ausreichenden Verkehrs wurde. Ludwig, da die Krone wenn sie für der Unterthanen Nutzen sorge, ihrem eigenen Frieden diene und die Geneigtheit jener zu treuen Diensten mehre, förderte denselben mit jener eifrigen Thatkraft, die ihm insbesondere in seiner Wirksamkeit für die deutschen Colonien Siebenbürgens so schön eigen ist. Auf die Bitten der Bistritzer Geschwornen Martins Johanns Sohn und Stephans Peters Sohn ertheilte er der Stadt unter dem 1. Mai 1353 das Jahrmarktsrecht nach Ofner Freithum. Am Bartholomäustag solle der Markt beginnen und fünfzehn Tage dauern; aus Ungarn und den umliegenden Reichen sollten Kaufleute, Krämer und Menschen jeden Standes mit ihren Waaren und Gütern, welcher Art diese immer seien, frei und sicher kommen dürfen und Keiner während der Dauer des Marktes Zoll oder Mauth zahlen. Die zum Jahrmarkt Erschienenen dürften sich gegenseitig nicht verhaften oder ihre Waaren mit Beschlag belegen. kein Magnat oder Reichsbaron hatte während desselben irgend eine Gerichtsbarkeit, nicht einmal der Wojwode oder der Königsgraf der Stadt, sondern alle Streitsachen mußten von den Geschwornen dieses untersucht und endgiltig entschieden werden. Der König bestätigte das Privilegium 1364.

So tritt die deutsche Stadt am Bistritzfluß neben die Schwestern am Burzen und Cibin als ebenbürtige Trägerin des goldbringenden und sittigenden

Verkehrs hin. Damals entstanden wohl die Anlagen jener massigen Arkaden, deren Laubenreihen — einzelne sind noch vorhanden — den Handel zwischen Abend- und Morgenland vermitteln halfen. Die Zollordnung des Wojwoden Stibor für die Zollstätte in Rodna von 1412 läßt insbesondere auf lebhaften Tuch-, Vieh- und Gewürzhandel auch der Bistritzer schließen. „Ueber Rodnas Wolkenhöhen, über der Kukurassa mächtige Gipfel" verknüpfte die länderverbindende Straße Bistritz mit Polen, mit der Moldau; zahlreiche Urkunden des 15. Jahrhunderts bezeugen, daß diese und die andern Handelsgebiete der Sachsen von ihnen nicht ohne Erfolg besucht wurden, und von Ranzanus und Tuberos Lob ein ehrenvoller Antheil auf sie entfällt. Wie Hermannstadt und Kronstadt, so ertheilte Wladislaus II. (aus Ofen am Tag Johannes des Täufers 1508) auch Bistritz das Stapelrecht.

So schöne Erfolge errang der Stadt Thätigkeit, Umsicht und Unternehmungsgeist ihrer Bürger. Nicht umsonst hatte König Ludwig — wahrscheinlich hat er es gethan — in ihr Siegel des ungrischen Reiches und des eigenen Hauses Zeichen gesetzt: im senkrecht getheilten deutschen Schilde die vier ungarischen Streifen und die Anjouschen Lilien, darüber aus der Krone über dem Stechhelm der Anjousche gekrönte Straußenkopf mit dem Hufeisen im Schnabel; die Umschrift: Siegel der Stadt Bistritz. Es ist ein ehrendes Zeichen des Wohlwollens, mit dem der große König der Gemeinde, in deren Mitte er wiederholt geweilt, zugethan gewesen.

3.

So ungleich Ludwig dem I. sein Schwiegersohn und Nachfolger Sigmund von Brandenburg in Erkenntniß, Thatkraft, in Allem war; in dem Wohlwollen gegen das freie Bürgerthum ist er ihm nicht nachgestanden. Auch der Stadt Bistritz hat er es nicht unbezeugt gelassen. Im gefahrvollen Kampf, in welchem eine Gegenpartei am Anfang des 15. Jahrhunderts den König vom Thron zu stoßen suchte, hielten Stadt und Gau mit deutscher Treue am deutschen Herrscher, wiewohl ihnen darüber Zerstörung und Verwüstung zu Theil wurde. Damit die Bürger derselben an Zahl wie an Treue zunähmen, erklärte der König 1410 und wiederholt aus Speier Samstag nach Jacobi 1414, daß die Stadt (und die „Provinz") allen freien Männern zur Ansiedlung offen stände, und der auf einem wüsten „Hof" sich niederlasse drei, der ein neues Haus baue, wo es fehle, sechs Jahre von allen Steuern und Abgaben frei sein sollte. (Original im Bistr. Archiv.) Schon 1397 hatte Sigmund — am Thomastag,

von Kronstadt — Richter und Rath zum Oberhof der Stadt Klausenburg ernannt, was er 1402 und 1403 bestätigte. (Original im Klausenb. Archiv.) In Stellvertretung des Königs stellte der Wojwode Stibor 1412 der Stadt und dem Distrikte den Schutzbrief aus, der der Ungebühr ungrischer, dem Szeklergrafen untergebener Richter, sowie dessen Gesindes wehren sollte. Gegen alte Freiheit und Gewohnheit beschwerten sie, — so erhoben jene die Klage, die Gemeinde mit Einlagerungen; wenn sie Jemanden zu pfänden hätten, nähmen sie immer das beste Roß und ritten es dann zu Schanden, so daß, wenn Stadt und Gau im Dienst des Königs zur Vertheidigung des Vaterlandes ins Feld ziehen müßten, ihre Pferde müd und laß wären. Dagegen eifern des Königs Abgeordnete; der „ungrische Richter" solle nirgends absteigen, außer wo Gesetz und Nothdurft es gebiete. Dann solle man ihm nur das Erforderliche in gewohnter Weise leisten und bei einer Pfändung in einem Dorf nicht mehr als acht Groschen geben, er selbst aber als Pfand nur Stuten, Ochsen oder Kühe nehmen. König Sigmund bestätigte die Verfügung von Speier aus Dienstag nach Jakobi 1414 (31. Juli).

Zwei Tage früher hatte der König ein anderes hochwichtiges Recht der Bistritzer Gemeinde geschirmt. In der alten Kaiserstadt am Rhein traten vor ihn der Nösner Richter Andreas Rymer und der Geschworne Nikolaus Scherer und klagten, es gebe eine Partei in Nösen, die gegen die alte Freiheit, gegen Recht und Ehrbarkeit zur Zeit der Richterwahl sich zusammenthäte und ohne Wissen und gegen den Willen der Mehrzahl der ehrsamen Männer in der Gemeinde den Richter wählte und einsetzte, woraus dann immer eine reiche Saat von Zwietracht, Haß und Zank aufginge, worunter die Stadt veröde. König Sigmund, um all dem vorzubeugen, befiehlt ernstlich, daß solcher Mißbrauch und so zwieträchtiges Wesen aufhöre, vielmehr zur Zeit der Richterwahl alle sich vereinten und nach altem Recht den Richter einmüthig und einträchtig aus ihrer Mitte wählten und einsetzten. Widrigenfalls solle der Seklergraf Michael, Salomons von Nadosch Sohn, seine Nachfolger mit solchen Strafen ohne Erbarmen (inconpassibiliter) einschreiten, daß sie noch der Nachwelt zum traurigen Beispiel dienten.

Unter solchem königlichen Rechtsschutz sehen wir Bistritz bald zu landständischer Bedeutung sich entwickeln. Nach seinem gesammten Freithum und nach dem Wortlaut der Urkunden kann nicht bezweifelt werden, daß Stadt und Gau bereits auf den siebenbürgischen Landtagen des 14. Jahrhunderts vertreten war; unter Sigmund finden wir sie ausdrücklich unter jenen Landesgliedern genannt, welche 1437 die erste „brüderliche Einigung" schließen, (der Adel, die

Sachsen der VII, der II Stühle und von Bistritz, und die Szekler). Vor dem schweren Unglück, das unter demselben König die Sachsengaue im Süden des Landes heimsuchte, vor den Wüstungen der Türkeneinfälle (seit 1420) bewahrte Bistritz die glückliche Lage. Auch war damals die Stadt noch nicht von Mauern geschützt; wohl aber hatte sie eine Burg, deren beginnendem Verfall die Königin Elisabeth durch das Aufgebot selbst des Gaues zu neuer Befestigung 1438 zu wehren suchte.

4.

Doch während Bistritz von den Einfällen der Türken verschont blieb, sollte von deren Besieger ihm Unheil kommen. Es ist bekannt, wie König Ladislaus V. 1453 zum Dank für vielfache, insbesondere auch gegen die Türken erwiesene treue Dienste den gewesenen Reichsstatthalter Johann von Hunyad zum Erbgrafen von Bistritz erhob. Ueber den Umfang der Rechte, die dem Erbgrafen hiedurch zugefallen, gehen die Ansichten der Geschichtsfreunde auseinander; der Gegenstand ist von vielen neuer gründlicher Untersuchung werth, doch hier für dieselbe nicht Raum. Gewiß ists, daß Hunyadis urkundliche Zusicherung, er wolle die Stadt, die immer frei gewesen, in ihrem alten Recht erhalten, nicht beachtet wurde; als der harte Silaghi nach Hunyads die Erbgrafschaft erhielt und seine Vögte von der nahen Burg, die Hunyadi auf dem „Burgberg" an der Nordseite der Stadt hatte aufführen lassen, unerträgliche, nichts Heiliges verschonende Tyrannei verübten, griffen die Bürger unter dem Richter Ulrich Thümmel zu den Waffen, um die Mauern der Veste zu brechen (1458). Die aber widerstehen dem Ungestüm der Angreifer; Silaghi kam bald selbst herbei, eroberte, plünderte, verbraunte die Stadt und strafte die Gefangenen mit dem Verlust der Hände, der Augen, des Lebens; glücklich der sich durch die Flucht gerettet. Der Stadt aber drohte Verödung.

Diese abgewandt, die alte Freiheit von Bistritz wieder hergestellt, man kann sagen die Stadt neu gegründet zu haben ist eines jener vielen Verdienste, die sich König Matthias um die Deutschen in Siebenbürgen erworben. Schon im Jahr 1458 lud er, selbst in Bistritz anwesend, die entflohenen Bürger zur Rückkehr ein und verhieß Verzeihung alles dessen, was geschehen. Ulrich Thümmel, Demetrius Kirschner, Georg Eiben, Jacob Krechmer sind in der Urkunde namentlich angeführt. Nachdem Silaghi 1460 in türkischer Gefangenschaft getödtet worden, verlieh er 1464 die Grafenburg den Bürgern von Bistritz, damit sie von den Vögten derselben nicht mehr geschädigt würden, ihre Zahl zunehme

und ihre Zustände sich wieder zum Bessern kehrten. Der König rühmt insbesondere die treuen Dienste, die Bistritz ihm jeder Zeit geleistet, und wie sie auch seiner damaligen Verlegenheit mit 6000 Goldgulden abgeholfen. Schon im folgenden Jahr hebt Matthias das Erbgrafenthum von Bistritz auf; nicht einmal der Name soll mehr genannt werden, die Stadt vollständig zu ihrer alten Freiheit zurückkehren und — welche Wandlung. — die Grafenburg, deren Erhaltung nach 1464 eine Bedingung der Uebergabe gewesen, von Grund auf zu zerstören und mit ihren Steinen die Stadt zu befestigen und zu ummauern das Recht haben. So stieg die Herrenveste von der stolzen Berghöhe herab, um fortan im Thal der bürgerlichen Freiheit Bollwerk zu sein. Selbst für die Zukunft stellte Matthias die ihm liebe Stadt vor ähnlicher Gefahr sicher; er gelobte, daß sie nie von der heiligen Krone des Reichs getrennt werden sollte; wenn sie doch ein König an Jemanden vergebe, möge sie, ohne Hochverrath dadurch zu begehen, mit gewaffneter Hand Widerstand leisten (1474). Nicht minder bedeutend ist die Regelung der Rechtspflege, die Matthias 1478 vollzog. Bereits früher hatte er den Wojwoden und Vicewojwoden befohlen (1469, 1470), den Bistritzern unter keinem Vorwande Amtsleute zu setzen; jetzt verordnete er, da die alten Briefe der Stadt im Brande zu Grunde gegangen, damit die Bürger zum Nutzen des Königs an Zahl und Wohlstand wüchsen, daß alle Rechtsfälle von dem Richter und den Geschwornen von Bistritz entschieden werden, im Berufungsweg vor Bürgermeister, Richter und Rath von Hermannstadt und von hier an den König oder seinen Stellvertreter den Schatzmeister gehen sollten. Des Szeklergrafen wird weiter mit keinem Wort gedacht. Mit dem Aufhören von dessen Machtvollkommenheit in Bistritz hängen wohl auch die königlichen Verfügungen in Steuerangelegenheiten zusammen. Auf viel Bitten der Stadt verordnet Matthias Mondtag nach Invocavit 1468 daß sie ihre ordentliche Steuer, die um den Martinstag fällig, selber einheben und dem König oder seinem Sendboten abliefern solle, trifft aber schon Dienstag nach Jakobi in demselben Jahr auf das Ansuchen von Bistritz, da ihnen die neue Gepflogenheit zum Schaden gereiche, die Aenderung, daß fortan seine Leute die Steuer aufschlagen und einhöben. Sie vor der gesetzlichen Zeit einzutreiben verbietet ihnen Matthias 1470 um so mehr, da sie von der Stadt acht Mark Silber „pro expensis“ bezögen. Auch dürfen sie jene Einwohner, welche wüste Häuser aufbauen, in Folge früherer königlicher Vergünstigung innerhalb acht Jahren zu keiner Steuerzahlung verhalten.

So gedieh und wuchs denn Bistritz aufs neue. Im Jahr 1484 standen bereits des Spittelgässer und das Ungerthor aufgemauert, starke Bollwerke der

wieder belebten Stadt, deren Wappen sie freudigen Sinnes über das letztere eingehauen haben werden. Gebäude wie der Pfarrhof (mit der Jahrzahl 1480), der Thurm der Kirche (mit den Jahrzahlen 1487, 1509, 1519) zeigen von steigendem Wohlstand; der Sinn für das Schöne blieb nicht zurück, wie Thüre und Thürstock im Capitelshof (mit der Jahrzahl 1480) lehren. Gewerbe und Handel hob sich wieder; im Wardeiner Zollstreit erscheinen die Bistritzer eben so wie die Sachsen in mannhaft vertheidigtem betriebreichen Verkehrs. Neue Zünfte erstanden in der Stadt; Richter und Rath ertheilten ihnen Artikel; so den Schlossern 1516 die Rechte, die die Hermannstädter, Kronstädter und Schäßburger besitzen. Aufnahme in die Zunft sollte nur der ehelig Geborne erhalten; der Lehrjunge diente vier Jahr, doch durfte aus dem Szeklerland keiner „in die Lehre" genommen werden, nach dem Meisterstück kostete die Einrichtung sechs Goldgulden und ein Mittagessen für die Meister. Kein Schlüssel durfte nach einem Abdruck in Wachs verfertigt werden bei Strafe von einem Gulden, kein Meister gegen den andern die Hand aufheben oder das Schwert ziehen bei derselben Strafe. Der jüngste Meister zündete sonntäglich die Lichter auf dem Altar der Zunft an; Versäumniß kostete die Buße von einem Pfund Wachs.

Die Reichsstandschaft von Bistritz nach der Wiederherstellung der Stadt unterliegt keinem Zweifel. Außer mehreren Einberufungsschreiben bezeugt dieselbe namentlich lehrreich die Consensualurkunde der Stadt und des Gaues zum Preßburger Frieden (1492). Wenn sie diese abgesondert von den übrigen sächsischen Gauen ausstellen, so waren doch damals bereits die Anfänge jener engen Vereinigung mit denselben vorhanden, welche später aus diesen ein bürgerliches Gemeinwesen, die „Nation" der Sachsen in siebenbürgisch-staatsrechtlichen Sinn des Wortes schuf. Hatte doch König Sigmund schon 1433 auch Bistritz verpflichtet, den sieben Stühlen, die 1432 das Land von den Fogarascher Gebirgen bis zum Hatzeger Thal mit 2000 Mann bewacht hatten, in der Vertheidigung und Bewachung desselben gegen die Türken Hilfe zu leisten. Die Beschickung der Tagfahrten der Hermannstädter Provinz durch die Bistritzer zählt Hunyadi ausdrücklich unter den Rechten der „immer freien Stadt" auf. Eine außerordentliche Steuer von 10000 Gulden wird 1475 den Bistritzern und den übrigen Sachsen der Stühle und des Burzenlandes gemeinschaftlich aufgelegt, gemeinschaftliche Tagfahrten der Genannten kommen unter Mathias wiederholt vor, der bereits organisatorische Verfügungen über das Verhältniß des Bistritzer Gaues in seinen Leistungen der „Universität" gegenüber getroffen zu haben scheint. Bekanntlich bestätigt übrigens Matthias 1486 den Andreanischen

Freibrief für die Gesammtheit der (auf Königsboden wohnenden) Sachsen, und die sächsischen Abgeordneten unter Wladislaus II. vertreten in der Regel die „Universität" derselben.

So wuchs die norddeutsche Ansiedlung Siebenbürgens und ihr Vorort, die Stadt Bistritz in den sächsischen politischen Volkskörper ein. Auch im geistigen Leben blieb sie nicht unebenbürtig hinter den andern zurück. Der Befehl des siebenbürgischen Bischofs vom 19. April 1438 an das Bistritzer und Kiralyer Capitel, daß keine Gemeinde einen Schulmeister halte, der dem Pleban nicht genehm sei, bezeugt das Dasein einer Schule gewiß auch für Bistritz. Um 1500 hatte sie aus Klausenburg, aus Schäßburg Schüler. Die Pfarrkirche der Stadt war dem h. Nikolaus geweiht und die Milch aus den Brüsten Marias, die darin aufbewahrt wurde, selbst in Rom bekannt; ihre schöne Glocke, die „zu Ehren Gottes und der heiligen Jungfrau" 1430 Meister Johannes von Schäßburg gegossen, ist im letzten Brand gleichfalls zu Grund gegangen, nachdem sie „ereignißvolle Jahrhunderte" gedauert, „als wenn in den Lüften, wohin sie erhöht, die Zeit nicht walte." Freilich an Anderes, was man gerne für ewig halten möchte, hat diese noch weit früher Hand angelegt. Die Kapelle des Erzengels Michael, der h. Dorothea, im 15. Jahrhundert reich begabt, die Kapelle im Siechhof sind längst nicht mehr; andere, denen die Frömmigkeit jener Zeit sich gern in Geschenken zuwandte, sind selbst dem Namen nach verschollen.

Kam doch auch über Bistritz mit dem Fall des Reichs nach der Schlacht von Mohacs neues schweres Unglück in vollen Strömen! Zwei Jahrhunderte hat die Flut desselben fast unaufhörlich die Stadt umtobt, doch nicht vernichtet. Wenn uns der Raum versagt, sei es auch nur einzelne Bilder aus jener jammerreichen Zeit dem Leser vorzuführen, so können wir wenigstens das nicht verschweigen, daß sie nie stark genug war, den Muth der Stadt zu brechen, ihre Thätigkeit auf lange zu schwächen. So erstand diese immer wieder und bewahrheitete an sich das Wort, mit dem der alte Weise den echten Mannssinn kennzeichnet:

Fortuna opes auferre, non animum potest. Auch jetzt wird es nicht anders sein!

Historische Notizen über die evangelische Kirche in Bistritz.

Die jetzige Kirche der Evangelischen in Bistritz so wie die zu ihr gehörige Thurm, welcher am 18. April 1857 gleichfalls ein Raub der Flammen wurde, sind Werke der neuern Baukunst; der Thurm stammt nämlich aus dem Ende des fünfzehnten, die Kirche aber aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Ueber die frühern, an ihrer Stelle gestandenen Gebäude haben wir so gut wie keine Nachrichten; doch mag die ältere, dem heiligen Nicolaus gewidmete Pfarrkirche so ziemlich auf demselben Platze wie die jetzige gestanden sein. In ihrer Nähe, oder an sie angebaut standen zwei steinerne Capellen; die eine, an der nördlichen Seite, der h. Dorothea geweiht, soll denselben Platz eingenommen haben, auf welchem in unsere Zeiten der Predigerhof stand; die andere, welche den Namen des h. Erzengels Michael führte, lag an der südlichen Ecke. Beide Capellen waren, wie auch die Pfarrkirche, reich bedacht mit Gaben frommer Kirchenkinder; so namentlich durch das Testament Peter Kretschmers aus dem Jahre 1432 und der Ursula Meister Paulin um 1505.

Ebenso unbedeutende Nachrichten wie über die Kirche haben wir auch über das frühere Thurmgebäude. In dem genannten Testamente Peter Kretschmers findet sich die einzige Andeutung hierüber. Nach derselben scheinen neben dem Kirchengebäude zwei Glockenstände sich befunden zu haben, auf welchen wahrscheinlich die im Jahre 1430 gegossenen beiden größeren Glocken hingen. Altari — in capella ecclesiam intrando per maiorem portam desuper a plaga occidentali in Medio duorum Campanilium situato. Daß das ältere Thurmgebäude weniger zweckmäßig oder auch baufälliger war, als die alte Kirche, möchte schon daraus hervorgehen, daß unsere Väter fast hundert Jahre früher, als sie das jetzige Gotteshaus aufrichteten, zum Bau eines neuen Thurmes zu schreiten beschlossen.

Um dieselbe Zeit nämlich, als die immer häufigeren Türkeneinfälle die ängstliche Sorge für Hab und Gut, für Haus und Herd mehrten und den Bürger zwangen vor allem auf die eigene Sicherheit bedacht zu sein; als die

Burg Hunyads in Trümmer sank um Bistritz mit einem Gürtel fester Mauern zu umfassen: schritten die Bistritzer, durch die Sorge für die eigene Sicherheit höherer Gedanken nicht entfremdet, auch zum Bau eines neuen Thurmes, der für viele Jahrhunderte ein Zeuge sei ihrer Thatkraft und frommen Opferwilligkeit. Nachdem schon im Jahr 1464 König Mathias der Stadt das von Johann Hunyad erbaute Castell für 4000 Goldgulden verkauft hatte, gewährte er auf Ansuchen der Bürger schon im folgenden Jahre die Erlaubniß es niederzureißen und zur Befestigung der Stadt zu verwenden. Diese Arbeit ging auch so rasch vorwärts, daß im Jahr 1484 wenigstens die jetzt noch stehende Ringmauer mit ihren Thürmen und Basteien fast schon beendigt war; denn die über dem Unger- und Spittelthor sich erhebenden Thürme tragen in ziemlicher Höhe diese Jahreszahl. Diese durch die letzte Feuersbrunst ebenfalls stark beschädigten Thürme werden dem Vernehmen nach in kürzester Zeit abgetragen und das gewonnene Material zum Ausmauern der städtischen, oberirdischen Kanäle verwendet werden. Gleichzeitig oder wenig später als die Befestigungsarbeiten begonnen, nahm vielleicht um 1470 auch der Thurmbau seinen Anfang, der, für den Augenblick minder dringend, auch langsamer fortschritt. Diese Muthmaßung über die Zeit, in welcher beiläufig der Thurmbau begonnen wurde, wird gestützt durch die in verschiedenen Höhen des Thurmes angebrachten Jahreszahlen. An der südwestlichen Seite nämlich in der Mitte des zweiten Stockwerks und in einer Höhe von etwa 7 Klaftern findet sich die Jahrzahl 1487 den sechsten April oder August (I)×ꝗ×8×Λ°×ꝺAVI°. Wenig mehr als die doppelte Höhe erreichte der Bau erst nach 24 Jahren; dieses bekundet die am obern Rande des dritten Stockwerks auf der nordwestlichen Seite angebrachte Inschrift: 1509

Fabianus Eiben † Stephanus Sartor.

Hierauf ging der Bau rascher vorwärts, denn über dem südwestlichen Fenster des vierten Stockwerks findet sich das Jahr 1513, und unter dem Gesimse des fünften und letzten 1519 angebracht. Letztere Zahl, nicht wie die übrigen eingemeißelt sondern geschrieben, ist zwar renovirt, dürfte aber gewiß richtig sein. Nimmt man nun an, daß das Fach noch in demselben Jahr ausgefertigt wurde, so hätte der Bau beiläufig 50 bis 54 Jahre gedauert, je nachdem der Beginn desselben auf das Jahr 1465 oder etwas später gesetzt wird. Wohl war das eine lange Reihe von Jahren; aber bedenken wir, welche gleichzeitigen Anstrengungen die doppelte, theilweise selbst dreifache Befestigung der Stadt erforderte, so wird uns diese Zeit eher kurz erscheinen, und wir können mit Recht nicht nur über die damaligen Hilfsquellen unserer Stadt an Geld

und Arbeitskräften, sondern auch über die Bereitwilligkeit der Einzelnen, das fromme Werk zu fördern, staunen. Daß Spenden Einzelner nicht ausblieben, sehen wir aus dem Testamente der Ursula Paulin, in welchem sie „zu dem geben des Thurms“ 50 fl. schenkt. Dafür hatten sie aber auch ein Werk geschaffen, das eine Zierde nicht nur der Stadt, sondern auch des ganzen Landes war, und dessen Tüchtigkeit sich nach fast 350 Jahren bei dem letzten Brande auf das schönste gezeigt hat; denn trotz der furchtbaren Gluth, welche im Innern des Thurmes wüthete, hat das Mauerwerk desselben auch nicht im mindesten gelitten.

Viereckig, in einer Breite von 5 Klaftern, die Außenseite aus gemeißelten Steinen zusammengefügt, erhob sich der vollendete Thurm über das Pflaster der Stadt nach des Stadtpfarrers Klein trigonometrischer Messung 33° 3′ 6″, nach einer spätern, wahrscheinlich richtigern, aber 35° 3′. Weithin durch das Bistritzer Thal auf und ab winkte er mit den 5 vergoldeten Knöpfen, welche die Spitzen der vier kleinen Thürmchen und die des Hauptdaches krönten, und die steinerne unter dem fünften Stockwerk angebrachte Gallerie bot eine entzückende Aussicht über die Stadt, so wie über die Länge des Thales. Diesen Thurm schmückten die Bistritzer mit einer Uhr, deren Zeiger, auf allen vier Seiten die Stunde zeigend, in Kugeln befestigt waren, welche, halb schwarz, halb gelb, durch eine Drehung um die eigne Axe die Mondesviertel anzeigten. Außerdem erhielten ihren Platz auf demselben auch die schon erwähnten, im Jahre 1430 gegossenen beiden Glocken. Die kleinere führte auf ihrer Krone folgende Inschrift in gothischen Buchstaben: Zum Lobe Gottes und des heil. Nicolaus, des Bekenners, ist diese Glocke gegossen worden im Jahr 1430. In laudem Dei et beati Nicolai Confessoris hec fusa est Campana. Anno MCCCCXXX. Die größere Susanna genannt, 4′ hoch, 4′ 7″ weit, hatte folgende Inschrift: Zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria ist diese Glocke gegossen worden am Tage vor Himmelfahrt Christi, im Jahre des Weltheilandes 1430, durch Meister Johannes von Schäßburg. Ad honorem Dei et Marie virginis per Magistrum Joannem de Segisicar, pridie Ascensionis K, fusa est Campana anno Christi mundi Saluatoris MCCCCXXX.

Sollte nicht Ascensionis K auf einem Irrthum beruhen und A. D(omini) zu lesen sein?

„Diese, durch ihren schönen Ton merkwürdige große Glocke, sollte von diesem Thurm, einem ehrwürdigen Werke der Vorzeit, viele Menschengeschlechter zur Andacht versammeln, aber auch mit ernsten, feierlichen Schlägen zu Grabe geleiten. Ereignißvolle Jahrhunderte sind wie Schatten an ihr vor-

übergegangen, doch sie bleibt, als wenn in ihrer Region die Zeit nicht hause". Diese schönen Worte, die Stadtpfarrer Klein in seiner Bistritzer Geschichte vor 42 Jahren niederschrieb, können wir jetzt, nachdem das schöne Kunstwerk in Trümmern liegt, nicht ohne die wehmüthigste Rührung lesen. Und wahrlich, so lange das jetzige Geschlecht noch am Leben ist, wird ihm der Ton dieser Glocke unauslöschlich in der Erinnerung nachklingen, der nie feierlicher tönte, als wenn er um die zwölfte Stunde der Neujahrsnacht die horchende Menge an die Vergänglichkeit alles Irdischen so erschütternd mahnte.

Ja man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß in jener schrecklichen Nacht des 18. April vielleicht keiner unter all den Unglücklichen war, der nicht auf Augenblicke sein eignes Elend vergessen hätte, um den Verlust des schönen Thurmes und der prächtigen großen Glocke zu beweinen.

Nach jenem Brande wurden die Bruchstücke der kleineren Glocke, von der weder etwas geschmolzen noch verloren gegangen ist, gewogen. Sie gaben das Gewicht von 24 Centnern; die große dürfte muthmaßlich nicht schwerer als um die Hälfte, also 36 Centner gewesen sein, obgleich die allgemeine, aber durch nichts begründete Meinung ihr ein Gewicht von 68 Centner beilegte. Ihre aufgefundenen Bruchstücke wogen nicht viel über 19 Centner; das übrige war in der furchtbaren Gluth geschmolzen und soll nun aus dem Schutte herausgewaschen werden.

Neben diesen beiden Glocken hing noch eine dritte, die kleinste von allen, bezeichnet mit S. P. 1555 auf dem Thurme. Sie ging unverletzt aus dem Brande, indem sie durch einen glücklichen Zufall beim Umstürzen des Glockenstuhles auf die innerhalb des Thurmes angebrachte steinerne Treppe fiel, und bei der geringen Tiefe des Falles nicht den geringsten Schaden nahm.

Als eine Merkwürdigkeit möge hier noch erwähnt werden, daß in den drei Knöpfen von den Thürmchen Bleiröhren aufgefunden wurden, welche unversehrte Papierrollen enthielten. Der Inhalt einer dieser Rolle lautet: Anno 1814 den 2. November wurde dieser Thurmknopf, welcher im Jahre 1741 aufgesetzt worden war, dermalen frisch vergoldet und die neuen Knopf-Stangen-Röhren dazu ganz neu aufgesetzt, welcher dann bei den in vergangenen 2 Monaten eben neu errichtelen zwei untern kleinern Thurmknöpfen in diesem Jahr der dritte war.

Unter der glorreichen Regierung Allh. Sr. Majestät des Oesterreichischen Kaisers Franz I.

Dem allhier stehenden Löblichen Magistrate:
Herr Oberrichter Johann Schaller Baron von Löwenthal.
Herr Projudex Martin Pfingsgräff.
Herr Projudex Dist. J. Georg Gunesch.
Herr Senator Johann Franck.
Herr Judex Dist. Andreas Teuchert.
Herr Senator Joh. Gottfr. Lani.
Herr Senator und Villicus Dan. Gottf. Connerth.
Herr Senator Joh. Poeckh.
Herr Senator Joh. Em. Regius.
Herr Ober-Notär Daniel Gellner.
Herr Orator Commun. Joh. v. Schankebank.

In diesem Jahr war auch die merkwürdige Epoche, daß in Vereinigung der europäischen Mächte dem wüthenden französischen Kriege ein Ende gemacht, Napoleon voriger französischer Kaiser vom Thron beseitigt und Ludwig XVIII. zum französischen König gekrönt, sonach aber in diesem Monat November ein Friedenscongreß von allen europäischen Mächten in Ihren eigenen allerhöchsten Personen in unserer Hauptstadt Wien zusammengetreten und am allgemeinen Frieden gearbeitet wurde.

Bei dieser Stadt aber waren außer oben erwähnten 3 neu aufgesetzten Thurmknöpfen, der Weg vom Spitalthor bis zur Budacker Brucken neu gepflastert, die große hölzerne Brucken unter dem Ungerthor cassirt, von den darunter geloffenen 2 Gräben nur einer vereinigt, d. h. der ober- und unterirdische Canal in einem Bette unter dem Thore durchgeleitet, ein Brückel darüber gemacht und das übrige ganz ausgefüllt.

Bei der Budacker Brucken, oberhalb derselben der neue gerade Damm von 130 Klafter lang, 2 Klafter breit und 1 Klafter hoch ganz neu aufgeführt und unterhalb der Brucken ein eben so langer, aber nur 8 Schuh breiter Damm ausgefertigt; nicht weniger auf der andern Seite bei der Lohmühle das Ufer durchaus erhöhet und befestigt, und durch Ausgrabung eines neuen Einbuges von 90 Klaftern lang, 5—6 Klaftern breit der Fluß erweitert. Nichtweniger bei der Krähwalder Brücke der Stadtgraben, welcher von dieser Brücke unter der zweiten Brücke der Kaiserstraße in einer langen Linie den Einfluß hatte und ganz ruinirt war, in einer kürzeren Linie unter die erste Brücke ganz neu eingeleitet, und der Mühlfluß, welcher bei diesem Punkt sich sehr stark eingewickelt hatte und allzubreit war, durch die lange Krippen und

diesen neuen Stadtgraben eingeengt, und zweimal soviel Wasser als vorhin in die Stadt getrieben, bei welchen vorerwähnten Veränderungen Herr Thomas Zaratka, angestellter Förster, Mitbesorger war.

Bei dem Thurm aber Ignaz Freund, Bildhauer, die Knöpfe vergoldete und die Röhre goß.

Martin Schramm der Zimmermann war

Durch Daniel Gottfr. Connerth, Stadthann.

Der Inhalt der in den übrigen Knöpfen enthaltenen Rollen war beiläufig derselbe. Die geschichtlichen Notizen, welche sich im Knopfe des Hauptdaches (der 1814 nicht ausgebessert worden war), befanden, sind uns verloren gegangen; man fand wohl nach dem Brande eine gläserne Rolle, aber sie war geschmolzen und der in ihr verwahrte Zettel verkohlt.

Diesen wenigen geschichtlichen Daten über den Thurm der evangelischen Pfarrkirche möge sich im Folgenden anreihen, was wir historisch beglaubigtes über diese selbst wissen.

Als um das Jahr 1470 der Bau des Thurmes begann, ließ man das alte Kirchengebäude einstweilen unberührt, da ja doch die Kräfte zu einer so vielseitigen großen Anstrengung nicht ausgereicht hätten. Indeß war dasselbe offenbar schon sehr baufällig als man jenen Bau vollendete, denn der bischöfliche Vicar Paulus de Thorda ertheilte den Bistritzern auf ihr Ansuchen schon im Jahre 1527 die Erlaubniß, die Capelle des h. Erzengels Michael, von der oben die Rede war, niederzureißen und die dadurch gewonnenen Steine zur Ausbesserung und Vergrößerung der Pfarrkirche zu verwenden. Pro maiori ac meliori Reformacione dicte Ecclesie parochialis In lapidibus grauem Necessitatem pacientis duximus annuendum, quatinus — diruta ipsa Capella Nichilominus lapides ipsius pro Reformacione dicte Ecclesie parochialis deputentur, Ne tamen fiant ex hys habitacula secularia. Datum Albe 7-m Septembris 1527. Im Bistr. Mag.-Archiv. Nach dieser Urkunde scheint es fast, als ob man schon damals an den eigentlichen Neubau und nicht blos an die Ausbesserung der Kirche gegangen sei. Damit streitet freilich die Inschrift, welche sich an der westlichen Seite des jetzigen Gebäudes oberhalb des Einganges befindet und also lautet:

Im Jahre der Welterschaffung 5522, von der Geburt des Heilandes 1560, begann man den 7. März diese Kirche abzubrechen, den 13. Mai aber wieder aufzubauen. Im Jahre der Welt 5525, von der Geburt Christi aber 1563 wurde der Bau geendigt.

Gott allein Lob und Ehre.

Im Jahre des Herrn 1560 und 1563 war Caspar Pellio, 1561 und 1562 Gregor Daum Richter.

„Mache dich los von deinen Sünden durch gerechtigkeit und wolthat an den armen." Dan. 4. 1563. (Anno Mundi Quinquies Millesimo Quingentesimo vicesimo Secundo Qui est a Nato Salvatore 1560 Septima die Marty templum hoc infringi, Decima tertia die Maji vero reaedificari coepit. Anno Mundi autem 5522 qui est a nato Christo 1563 absolutum aedificium. Soli Deo laus et gloria.

Anno dom. 1560 et 63 Caspar Pellio Judex,

Anno dom. 1561 et 1562 Gregorius Daum Judex.

Dan. 4. cap. Redime peccata tua eleemosimis forsitan Dominus delictis tuis ignoscet.)

Dieser Inschrift zufolge müßte man annehmen, daß der beabsichtigte Bau durch die nachfolgenden bewegten Zeiten, vielleicht auch durch die bis zur Mitte des Jahrhunderts in der Stadt selbst herrschenden Parteiungen verhindert, dann aber in der unverhältnißmäßig kurzen Zeit von Sommern von einem Lemberger Baumeister Petrus beendigt worden war.

Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß unsere Väter einen für Jahrhunderte bestimmten Bau so beschleunigt haben sollten, und der Charakter der Neuheit, der im Vergleich zum ganzen Kirchengebäude gerade diese Pforte an sich trägt, muß einen starken Zweifel erwecken, ob die Inschrift nach dem strengen Wortlaute zu verstehen sei. Deutlich ersichtbar ist übrigens so viel, daß das alte Gebäude nicht gänzlich eingerissen, sondern ein Theil desselben in die jetzige Kirche mit einverleibt wurde, denn in der Mitte des westlichen Giebels ist eine alte gothische Gesimsverzierung übrig, welche offenbar der alten Kirche angehört, und an der südlichen Ecke lassen sich Spuren derselben, beim Bau herabgeschlagenen, Verzierung erkennen. Ueberdieß befindet sich an dieser südlichen Ecke noch ein in Umrissen auf einen Stein gemeißeltes Bild, eine männliche Person vorstellend, dessen gothische Umschrift bis jetzt noch nicht ganz entziffert ist. Lesbar ist nur folgendes: Im Jahr 1442 starb der ruhmreiche — — — — — — —. Anno domini M°C°C° °X°L°II obiit gloriosus . . . . Die sichtbare Lücke ist wahrscheinlich durch ein ausgesprungenes C entstanden.

Klein nennt in seiner Bistritzer Geschichte das Bild ein höchst steifes Frauenzimmer, und bemerkt, die Sage lege ihm den Namen Ursula bei; doch ist diese Irrung um so merkwürdiger, da nicht nur der vorgehaltene Schild, sondern auch das quer vor den Füßen stehende Schwert die Person deutlich

als Mann kennzeichnen. Die Sage, von der Klein Erwähnung macht, habe ich leider nicht erfahren können.

Endlich spricht noch ein Umstand stark gegen die Inschrift, welche die Erbauung des jetzigen Kirchengebäudes in seiner Gesammtheit in die Jahre 1560—63 setzt. Der steinerne Aufgang, welcher sowohl auf den Thurm als auch unter das Kirchendach führt, steht von dem erstern abgesondert ganz an die westliche Seite des Kirchengebäudes gelehnt; ja man gelangt nur über das Kirchengebäude in den Thurm; dazu zeigen zwei, neben diesem Aufgang befindliche Kirchenfenster in ihren Verzierungen ein viel höheres Alter an als die übrigen Fenster. Dieses Alles führt nothwendig zum Schlusse, daß dieser Theil des Gebäudes gleichzeitig mit der Beendigung des Thurmbaues schon seine jetzige Gestalt besaß und nur die gänzliche Ausfertigung des Kirchengebäudes in jene genannten Jahre fallen mag. Uebrigens ist es gerade diese westliche Fronte, welche in allen ihren Theilen den Charakter einer Flickarbeit auf das augenfälligste an sich trägt. Sie erforderte auch schon im vorigen Jahrhundert eine Ausbesserung und ist gleichwohl jetzt wieder sehr schadhaft. Eine nur schwach erkennbare Inschrift unter dem Gesimse lautet: **Renovatum 176 . .**

Eine Kindstaufe in den „dreizehn Dörfern."

Ein Beitrag zur sächsischen Sittengeschichte von Friedrich Fronius.

In dem Leben einer sächsischen Bauernfamilie gibt es wohl kein Ereigniß von irgend einer Bedeutung, bei dessen Feier nicht „Worte gemacht," das heißt, kürzere oder längere Reden gehalten würden, die sich als ein durchaus nicht zu verachtendes geistiges Vermächtniß von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Namentlich im Verkehr mit seinem Seelsorger — wenn er nicht rein persönlicher Natur ist — hat der sächsische Bauer stets seine stereotypen Formeln und Reden, auf deren geläufiges Hersagen er, so schwer er auch oft dazu kam, große Dinge hält. Diese Reden durchweht in der Regel ein tief religiöser Sinn und eine beachtenswerthe Lebensweisheit, Vorzüge, die allein schon die Mühe einer umfassenden Sammlung derselben lohnen würden, auch abgesehen von der hohen Wichtigkeit, die sie in ihren oft seltsamen Worten und Wendungen für das Sprachstudium, zum Theil selbst für die deutsche Mythologie haben dürften.

Eine Sammlung derselben wäre auch deshalb schon wünschenswerth, weil sie sich von Tag zu Tag mehr verschleifen und verlieren, ohne daß die, durch deren Schuld sie mit zu Grunde gehen, etwas Besseres an die Stelle derselben schaffen könnten oder auch nur wollten.

Ein Cyclus solcher Reden knüpft sich auch an das wichtige Ereigniß der Kindestaufe. Ich will im Nachfolgenden diese Reden getreu wiedergeben, wie sie in Nadesch, einem der „dreizehn sächsischen Dörfer" zwischen den Kokeln, auf die ich alle Sammler von Mährchen, Sagen, Sitten und Gebräuchen, als auf eine wahre Fundgrube für diese modernen Studien hinweise, gehalten werden. Einige mit der Kindstaufe in diesen Dörfern hie und da noch verbundenen Gebräuche, und dahin einschlagender Aberglaube dürften für manchen Leser vielleicht eine nicht unwillkommene Beigabe sein. Die Reden folgen, obwohl sie durch die Uebersetzung die charakteristische Färbung, die ihnen der Dialekt verleiht, verlieren, in hochdeutscher Sprache, weil namentlich der Nadoscher

Dialekt schwer zu schreiben und schwer zu lesen sein würde. Proben davon sollen aber in einigen Zauberformeln weiter unten gegeben werden.

Der geneigte Leser mag sich zur gerechten Würdigung der Freuden und Leiden, die eine sächsische Kindstaufe mit sich bringt, in ein sächsisches Bauernhaus versetzen. Die Hausfrau, vor wenigen Augenblicken vielleicht noch mit der gröbsten Haus- und Hofarbeit beschäftigt, hat die Anzahl der Hausbewohner eben um einen vermehrt und hütet gegen die sonstige Gepflogenheit, zu ungewohnter Zeit, das mit selbstgewebten, blendend weißen Linnen überzogene Bett. Der junge Hausvater arbeitet unterdeß vielleicht noch sorglos auf dem unbestellten Felde. Wenn er nun Abends, Sense und Heugabel auf der Schulter, in die friedliche Behausung eintreten soll und ihn der Dienstknecht am Thor schon mit den Worten empfängt: „Bâtyá de Nîna hôt an Gangen!“ so durchziehen verschiedene Gefühle seine Brust. Die Freude zu Hause „Alles in der Ordnung“ zu finden, d. h. Weib und Kind gesund zu sehen, wird oft nicht wenig herabgestimmt durch die Nähe des bange erwarteten Augenblicks, wo er zum „Herrn Vater“ gehen und ihn bitten soll, „das junge Ehezweiglein in das Buch des Lebens einzutragen und aus dem Heiden einen Christen zu machen“. Ja er möchte oft lieber in der Lage seiner Frau sein, die nun, nachdem der Mensch zur Welt geboren, der Traurigkeit vergißt um der Freude willen, denn auch *seine* Stunde ist nun gekommen und er hat Traurigkeit, denn er soll — Worte machen. — Schon ist der Abend da und der verhängnißvolle Augenblick naht. Unterdessen hat der getreue und erfahrne Nachbar, wie es seine Christenpflicht ist, dem Neuling die üblichen Worte, in deren Sinn er ihn schon an den langen Winterabenden eingeweiht hatte, noch einigemale vorgesagt und abgehört, und unser Wortmacher kann nun reden „wie ein Buch.“

An der festlichen Kleidung, in der er vor den Vater treten soll, fehlt nur noch der Kirchenpelz. Er greift zur langen buntbemalten Truhe, die das Festkleid vom Vater oder Großvater beherbergt.

Aber welch’ ungewohnte Erscheinung! Es ist nun schon das dritte Schloß im Hause, das er, gegen allen Brauch, unverriegelt findet. Denn als die schleunigst herbeigerufene Hebamme ans Haus trat, waren ihre ersten Worte: „jetzt nur aufgesperrt die Schlösser!“ Mit eigner Hand hatte sie darauf alle geöffnet und nicht das kleinste vergessen, während sie gleichzeitig ihre Pflegebefohlene nöthigte, an die aufgesperrten Thüren, Kästen und Truhen einigemal mit den Knien anzustoßen. — Selbst die Kellerthüre ist diesmal nicht verschlossen, denn die junge Mutter hatte vor dem entscheidenden Augenblick gegen alle

Weigerung eine halbe Maaß guten Wein zur Stärkung und der Neugeborne einen „guten" Löffel voll zur Reinigung einnehmen müssen.

Endlich wird der verhängnißvolle Gang angetreten. Zwar ist unser Wortmacher noch mehrmals in ähnlicher Eigenschaft vor dem Herrn Vater gestanden, hat einmal als „Wortknecht" die vom „Knechtvater" eingelernte Rede, mit der er am dritten Pfingsttag um ein „Freudenstündchen" zum Tanz bat, mannhaft gehalten, hat auch am dritten Ostertag mit einem Mitknechte gebeten, der Herr Vater wolle nichts dawider haben: „daß er mit seinen Mitknechten zwei Gethiere (Hähne) auf Sandesfeld führe und ihnen mit tödlichem Geschoß nach dem Leben trachte*), hat endlich in halbstündiger Rede sein Meisterstück abgelegt, als er am Neujahrstage mit einem Mitbruder und zwei Mitschwestern dem Herrn Vater das „grüne Jahr"**) brachte und wünschte „der liebe Gott im Himmel wolle dem Herrn Vater seinen Aus- und Eingang, seinen Kornbaum und Weinstock auch in dem neuen Jahr segnen;" allein da vertrat er öffentliche Angelegenheiten und sie waren immer ihrer zwei; jetzt gilts etwas ganz anders und er ist „baarseligallein". — Ueberdieß ist vielleicht zum Ueberfluß auch „unser junge Herr, der Herr Karl oder der Herr Fritz" in die Vakanz gekommen, und kann im Nebenzimmer Zeuge sein von seiner mangelhaften Redefertigkeit, oder „es hält sich gar einer beim Herrn Vater auf, der von der großen Schule der benachbarten Stadt wunderbarer Weise gekommen ist, um alte Märchen, Aberglauben, Reden ꝛc. ꝛc. aufzuschreiben, „ohne daß er es Noth hätte". —

Doch seine Befürchtungen erweisen sich als übertrieben: der Herr Vater ist nur allein zu Hause, oder er zieht sich mit ihm auf sein Amtszimmer zurück, und er beginnt nun behagt also: „Ich will nur so reden und will erstlich Gott danken, der den Wohlehrwürdigen Herrn Vater hat erhalten bis auf die gegenwärtige Zeit und Abendstunde. Den treuen Gott will ich anrufen, der ein Sorger ist gewesen; er wolle auch künftig angerufen sein, so lange sein heiliger, göttlicher Wille wird sein. Die Ursach' und die Gelegenheit, was sich mit uns zugetragen hat in unserm heiligen Ehestand; daß uns Gott gesegnet hat, nicht nur mit vergänglichen und zeitlichen Gütern, sondern auch mit Lei-

*) Zuckmantel. Ein Sandesfeld als Hattert- oder Riedbenennung gibts im Dorfe nicht. Der Ausdruck hat daher wohl Bezug auf den Gebrauch, die Richtstätte mit Sand zu bestreuen, den zu Richtenden auf einem Sandhaufen knien zu lassen ꝛc. ꝛc. — oder ists ein mythologischer Bezug?

**) Zwei Schüsseln ausgesucht schöner Aepfel und Birnen werden unter der Bezeichnung „grünes Jahr" dabei überreicht. Nadosch, Zuckmantel ꝛc. ꝛc.

beserben, mit lieben Kindern, einem lieben Ehezweiglein. Da halte ich erstlich gegen den Wohlehrwürdigen Herrn Vater mit Bittworten an, der Wohlehrwürdige Herr Vater wolle gebeten sein, und wolle es auch an- und aufnehmen in die heilige christliche Kirche und wolle uns aus einem Heiden einen Christen machen. Wollte der Wohlehrwürdige Herr Vater das thun, so wollten wir dem Wohlehrwürdigen Herrn Vater danken mit großem Fleiß. —

„Ich bin nur ganz Bittens halber". —

(„Ich bæn nar gânz Biddes halver.")

Hat der Wohlehrwürdige Herr Vater nun freundlich zugesagt, er wolle gerne was seines Amtes sei, thun, so nimmt der Taufanzeiger Abschied mit den Worten:

„Noch weiter bin ich bittfältig, wie fern ich bin gewesen in den Worten und in den Werken. Hätte ich nicht jeglichem Wörtchen seine gebührende Stelle gegeben, so sollte der Wohlehrwürdige Herr Vater darum gebeten sein und solle mir's nicht aufmessen; ist etwas geschehen, so ist es nicht aus Vorsatz geschehen, sondern ich kann mich nur der menschlichen Schwachheit erklagen. Gibt Gott dem Wohlehrwürdigen Herrn Vater das Leben und mir den Verstand reichlicher*) bis auf Nachkommen und nachfolgende Zeiten, so will ich gerne suchen meine Ehre gegen des Wohlehrwürdigen Herrn Vaters seine Ehre zu bessern." —

Damit ist nun das Schwerste überstanden. Auf dem Heimwege werden noch die vier Taufzeugen gebeten „das junge Ehezweiglein zur heiligen Taufe befördern zu helfen." Das geschieht mit folgenden Worten, die bei Jedem derselben wiederholt werden:

„Guten Abend! Ich wünsche damit ihr alle gesund wäret. Die Ursache und die Gelegenheit, die euch wohl zu wissen ist, was sich zugetragen hat, daß uns unser Gott hat segnen wollen mit einem lieben Ehezweiglein. Nicht genughaftig, dasselbe in die heilige Kirche zur heiligen Taufe zu befördern, halte ich auch mit Bittworten an, ihr sollt darum gebeten sein, das liebe Kindlein in die christliche Kirche zur heiligen Taufe helfen befördern. Wollt ihr das thun, so wollen wir euch danken mit großem Fleiß und von ganzem Herzen."

„Ich bin nur ganz Bittens halber." —

Der angeredete Taufzeuge erfaßt hierauf die Hand des Bittstellers und entgegnet:

---

*) Aergerliche Variante: gibt Gott dem Wohlehrwürdigen Herr Vater den Verstand reichlicher, mir das Leben, so ꝛc. Aehnliche Varianten kommen noch manchmal zum Vorschein, wenn nicht jedem Wörtchen die „gebührende Stelle" gegeben wird.

„Seid bedankt, daß ihr uns nicht verschätzt habt in unsere Armuth, ich will euch aufnehmen zum christlichen Gevatter, ihr sollt mich annehmen zum christlichen Gevatter. Ich verspreche euch ein Gevatter zu sein, die Tage des Lebens hindurch, die uns Gott gibt, der euch alle Ehre und Treue erzeugen wird." —

Unterdeß ist die Zeit weit vorgerückt. In jedem Hause hat es auch einen „Ehrentrunk" gegeben, und ein wenig mußte unser Wortmacher in jedem Hause niedersitzen, um den Schlaf nicht mit fortzutragen. Bedenken wir, daß er an diesem Tage nicht nur Worte gemacht, sondern auch 10 bis 12 Stunden gemäht hat, so werden wir begreiflich finden, daß er sich nach solchen Anstrengungen nach Hause sehnt. Findet er hier nun wieder „Alles in der Ordnung" so ist nun erst der rechte Zeitpunkt gekommen, wo er sich seines Glückes wahrhaft freuen, und wenn er Weib und Kind besorgt hat, sich der wohlverdienten Ruhe widmen kann.

In der Nacht schützt das unter dem Polster liegende Messer*) oder der aufs Bett gelegte Besen*) den jungen Weltbürger vor den Belästigungen des Alfs. —

Aber schon am nächsten Abend kann die Scene ganz verändert sein, denn vom frühen Morgen an kamen Nachbarn und Nachbarinnen, Freunde und Freundinen um das junge Elternpaar zu beglückwünschen. Da war denn vielleicht auch einer mit zusammengewachsenen Augenbraunen*) unter ihnen gewesen, oder es kam auch eine tränkende Frau, welche vergaß in die Thürangel*) oder aufs Bett der Wöchnerin*) zu melken, oder auch nur vergaß, ein Stück vom Schurz-, Hauben- oder Zopfband abzuschneiden*) und in der Wiege zurückzulassen, oder man hatte vergessen eine durchlöcherte Münze*) an die Haube des Kleinen zu hängen, oder es hatte einer versäumt auszuspucken, als er das „schöne vollkommene" Kind sah. Einem von diesen Umständen, oder dem verderblichen Vereine mehrer, ist es dann zuzuschreiben, daß das arme Kind „berufen" wurde, denn es windet sich und weint, das „arme Würmchen," daß sich „ein Stein erbarmen müßte." Hier hilft kein Arzt und keine Arzenei, hier kann nur die Alte F . . . erin helfen.

Sie wird alsbald herbeigehalt.

„Hier muß ich ein Êscherchen *) kochen" sagt die Alte, „sonst stirbt das Kind, geschwind Teller, Topf und Nadel her!" — Ist Alles in Bereitschaft,

---

*) Nadosch, Malldorf, Hondorf.

**) Nadosch, Hondorf.

so fängt die Alte an zu mischen und zu kochen. Neun Strohhalmknoten, neun abgeschnittene Ecken von Thüren, Tischen, Kästen ꝛc. ꝛc. und neun Messerspitzen Asche werden in einen Teller oder eine Schüssel geworfen und mit Wasser übergossen; hierauf wird in eine Nadel Zwirn gefädelt und die herabfallenden Enden desselben werden um die Nadel gewickelt, wie Garn auf eine Spindel. Steht die Nadel nun in der Mischung aufrecht, so ist dies das erste Zeichen, daß das Kind „berufen" ist. Alles wird nun in ein Töpfchen gefüllt, dessen Oeffnung mit einer Brotkruste bedeckt und verkleistert wird. Kocht das Töpfchen, so wird die Küche in eine unter der Wiege des Kindes stehende Schüssel gegossen. Steigt nun (wie das nach physikalischen Gesetzen geschehen muß) die Arzenei aus der Schüssel in den mit der Mündung schnell nach unten gekehrten heißen Topf zurück, so ist das untrüglichste Zeichen da, daß an dem „Berufen" des Kindes nicht mehr zu zweifeln ist. Darauf werden Stirne, Hände und Fußsohlen des Kindes mit der Arznei benetzt und einige Tropfen werden in den Mund gegossen. Dieser Vorgang muß dreimal wiederholt werden; die Ingredienzen bleiben dieselben. Bei der Anwendung wird folgende Zauberformel leise gesprochen:

Dæ zwê foâlsch ûgen dæ dea seâgen [1])
Dæ zwea foâlsch zangen dæ dea spreâchen
Dæ droa geauden [2]) derkên [3])
Doât în woâs gôt der vôter
Doât ûnder gôt der soan
Dât ûnder gôt der helig gîst.

Em nume gottes des vôters, des soannes und des helige gîstes. *)

Hat das arme Kind vielleicht dazu noch das „gebrêch" (= Katarrh), so kann folgende Zauberformel helfen:

Deau lîdiget gebrêch
Zoch [4]) mer vu menyem Kænyd awêg
Zoch en an hôle bæsch
Soa der loit [5]) är ∸ wäsch.

Em nume gottes des vôters, des soannes etc. etc.

Wird Jemand im Hause von Gicht geplagt, so kann er bei dieser Gelegenheit auch davon befreit werden durch die nachfolgende äußerst interessante,

---

[1]) sahen. [2]) guten. [3]) dagegen. [4]) ziehe. [5]) Leute.
*) Nadosch, Malldorf.

nur durch die List eines sich verstellenden Patienten in meinen Besitz gelangte Zauberformel:

Doât rëissen und doât fiaricht [1])
Dæ genge met anûnder [2])
Af ene sier huen noa biærig [3])
Dea loâg a marvelstîn [4])
Die seat [5]) „wôr soâlt teau [6]) hi gean?“ [7])
„Ich soâl ze desem n. n. [8]) gean
Ich soâl em eadre strâken [9])
Och bleaut lâken.“ [10])
„Net gunk [11]) dôr, ech bä schüen [12]) dea gewiast [13])
Sanydre [14]) gunk e gene waldye woâld [15])
Dea zanyd [16]) a broañne [17]) koâld
Dæhær [18]) soâlt teu dränken
Dôr salt [19]) teu versenken
Entschiede dech!“

Doch wenden wir uns von dieser Trauerscene lieber hin zu einem froheren Ereigniß in unserm Bauernhause. Lassen wir unsern jungen Weltbürger nicht „berufen“ und nicht von „lîdigem gebrêch“ heimgesucht sein, sondern ruhig im Sonntagsschmuck in der Wiege liegen und unbewußt der Taufe entgegen sehen, die nun bald aus dem kleinen Heiden einen Christen machen soll. Kaum sind die letzten Glockentöne verklungen, so erscheinen im schönsten Sonntagsschmuck die beiden Goden in dem sauber aufgeräumten Hause. Nach dem üblichen Gruße hebt die jüngere derselben das Kind aus seinem Bette mit den Worten:

Bedinkt, bedinkt
Wat gôt es schinkt
Et æs an enyleny [20]) feny [21])
Dæm sele mer hoit [22]) guade [23]) seny. [24])
An hîden nia [25]) mer mät [25])
An kräste [26]) walle mer bronyen [27])
En am gesanyd [28]) leasse [29]) mer ich.

---

[1]) ?? [2]) miteinander. [3]) neuen Berg. [4]) Marmorstein. [5]) sagte. [6]) du, [7]) hingehn. [8]) Hier steht der Name dessen, für den die Formel gesprochen wird. [9]) Adern strecken. [10]) Blut lecken. [11]) nicht gehe. [12]) schon. [13]) gewesen. [14]) sondern. [15]) Wald. [16]) da ist. [17]) Brunnen. [18]) Davon. [19]) sollst. [20]) Englein. [21]) fein. [22]) heute. [23]) Goden. [24]) sein. [25]) nehmen wir mit. [26]) Christen. [27]) bringen. [28]) Gesund(heit). [29]) lassen.

Kehren die weiblichen Taufzeugen nach vollzogener Taufhandlung aus der Kirche, wo sie von den männlichen Taufzeugen erwartet wurden, nach Hause zurück, so legt nun die ältere derselben das Kind zuerst auf den Tisch und spricht:

Hæ liagen [1]) ich dich af den däsch [2])
Te soâlt wôsse [3]) wæ a fäsch! [4])

dann auf den Herd und spricht:

Hæ liagen ich dich af den hiart [5])
Te soâlt wôssen denyem vôter och denyer motter wiart! [6])

endlich aufs Bett und spricht:

Hæ liagen ich dich af't bât,
Te soâlt schwege bäs deny motter wêscht och bâkt! [7])

Hierauf rufen beide Goden:

Pàtchen liaw, [8]) wôss, bloai [9])
Alles eaugläck [10]) vun dir floai [11])
Gottes gîst, gnead, [12]) hîl och sêgen
Soa [13]) met dir oaf alle wêgen! —

Unterdeß sind auch die männlichen Taufzeugen mit dem Vater eingetreten, und nun gehts an die „Kaimes", den Taufschmaus. Die nächsten Anverwandten und mancher gute Freund sitzt da an dem ungewöhnlich langen Tisch. Küche und Keller müssen das Beste hergeben, was sie beherbergen. Wann dann die Schüsseln auf dem Tische stehen und die vollen Krüge winken, erhebt sich der ältere männliche Taufzeuge und spricht: „Seid gebeten nicht nehmt uns unser bei euch Sein beschwerlich auf, wir hoffen uns so aufzuführen Zeit und Weile, die wir uns bei euch aufhalten werden, daß wir keinem guten Freunde zuwider leben, sondern zur Ehre und zur Freude."

Nach aufgehobener Tafel dankt der älteste Anverwandte des Hauses für die geleisteten Dienste und verspricht Allen willigen Beistand in ähnlichen Angelegenheiten.

Vor dem Abschiede aus dem Hause werfen die Taufzeugen noch einige Geldstücke in den Trog, in welchem die Hebamme das Kind badet, und sprechen dabei: „Amtfrau gebt Acht, daß ihr unsern Pathen nicht verbrennt!"

---

[1]) legen. [2]) Tisch. [3]) wachsen. [4]) Fisch. [5]) Heerd. [6]) werth. [7]) backt. [8]) lebe. [9]) blühe. [10]) Unglück. [11]) fliehe. [12]) Gnade. [13]) sei.

In Hondorf und Malldorf macht die Hebamme aus einem Schnupftuch eine Puppe, welche nach Tisch unter den Gästen herumgegeben wird und in deren aufgesperrten Mund Jeder ein Geldstück hineinfallen läßt.*)

So ungefähr sieht es in den „dreizehn Dörfern" aus um eine Kindstaufe und was damit zusammenhängt. Wann dabei hie und da, trotz aller Belehrungen in Kirchen und Schulen, noch so mancher thörichte Aberglaube mitspielt, so ist das zum Ersten, wie wir wissen, ein willkommner Fund für einen Theil unsrer Gelehrten, zum Andern aber bei Weitem noch nicht ein so großer Fehler, als der fatale Umstand, daß unsere sächsischen Landleute so selten in den Fall kommen, von diesem Aberglauben Gebrauch zu machen.

---

*) Liegt vielleicht eine mythologische Beziehung darin?

Zur Charakteristik der sächsischen mythischen Sage.

Die Sage hat mehr eine männliche, das Märchen eine weibliche Natur. Jene, weil an Oertlichkeiten geknüpft, begegnet uns oft ungesucht selbst auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens, dieses zieht sich in die tiefste Heimlichkeit des Familienverkehres zurück; jene ist spröde, dieses geschmeidig, und so lebt jene auch hauptsächlich im Munde der Männer, während dieses das weibliche Geschlecht zu seinen Pflegerinnen gewählt hat. Die Folge von diesem allen ist, daß jene bereits jetzt viel farb- und characterloser geworden ist, weit mehr von ihrer ursprünglichen Fülle und Reichhaltigkeit aufgegeben hat als dieses. Jene ist wie das öffentliche und sociale Leben der meisten Völker nur noch ein schwacher Rest der alten individuell abgeschlossenen Volkspersönlichkeit, während dieses, wo es der Beurtheilung zugänglich gemacht wird, gerade durch seine ungebrochene Reinheit und Vollständigkeit sich auszeichnet. Jenes ist eine Ruine, die von Jahr zu Jahr unbedeutender wird, weil schon längst das nahe Dorf seine Bausteine daraus bricht, und überdieß jeder Wanderer ein Andenken davon mitnimmt, so daß bald nur der Name die Vergangenheit des Platzes andeuten wird; dieses ein weiter und fester unterirdischer Bau, in dessen Tiefen bisher selten nur das Auge der Neugier gedrungen, und der ebendeßhalb im Ganzen auch ziemlich ungestört geblieben ist.

Die Ueberlieferung der Sage ist unter dem sächsischen Volke in Siebenbürgen noch ziemlich rein, und auffallend genug nach den bisher gemachten Erfahrungen gerade dort am unvermischtesten und klarsten, wo sächsisches Volksthum am unmittelbarsten an fremdes gränzt z. B. in den dreizehn Dörfern. Es mag damit gegangen sein wie mit geistigem Eigenthum überhaupt: die Gefahr des Verlustes erst bringt den Werth des Besitzes zum Bewußtsein und lehrt was man hat schätzen und bewachen; die Sicherheit verführt auch in dieser Beziehung zur Gleichgiltigkeit gegen das Eigene und zur Ueberschätzung des Fremden. Diese Reinheit begegnet uns selbst in unserer mythischen Sage noch, gegen welche doch Kirche und Schule seit Jahrhunderten bereits, den nicht auf allen Puncten gerechten Vernichtungskrieg geführt haben. Sie hat sich

in der Regel sogar der Versetzung mit den ihr ursprünglich fremden Elementen der Moral und Allegorie entzogen und ihre naive Objectivität in oft wunderbarer Weise erhalten. Nur in die Legende, den Wurzelausläufer der mythischen Sage, ist die christliche Sittenlehre eingedrungen und hat dieselbe scheinbar ihres mythischen Characters entkleidet; aber eben scheinbar nur, denn in Wahrheit ist dabei gewöhnlich nur dem heidnischen Namen ein christlicher substituirt worden, und die Abenteuer Wodans, Donars 2c. erscheinen jetzt als des Heilandes und S. Petri Erlebnisse. Selbst unsere geschichtliche Sage ist in solchem Maaße von mythischen Elementen durchdrungen, daß die nothwendige Scheidung beider sich mitunter nur sehr schwer vollziehen läßt. Das Alter macht in dieser Beziehung kaum einen Unterschied; denn es ist als ob jene innere Kraft, welche einst die Erscheinungen der Natur in Persönlichkeiten der Mythe verkörperte, noch jetzt in geheimnißvoller Werkstätte thätig sei, und außergewöhnliche Ereignisse und Bewegungen des Lebens kleiden sich dem Volke augenblicklich in das nur scheinbar aufgegebene Gewand der Mythe. Das Christenthum hat die heidnischen Götter, gute und böse, aus dem Himmel gestürzt, aber das Volk entzieht sie gerne durch Verkleidung der Gefahr, und räumte ihnen von jeher seine heimlichsten Plätzchen in Feld und Haus als sicherste Schlupfwinkel ein.

So begegnet dem Forscher auf diesem Gebiete eine fortgesetzte Sagenbildung. Als vor einigen Jahren in Kaisd die Korngasse brannte, flog der weiße Sperling um den Krausischen Hof, und dort brach sich die Gewalt des Feuers. Wodans Rabe zum Sperling abgeschwächt, besiegt die Wuth des Elementes. Die Ueberschwemmung von Schäßburg im laufenden Jahre wurde dadurch verursacht, daß ein armer Holzflößer, der am 1. Mai unter der Kokelwehre ertrank, nicht aufgefunden werden konnte. Das reine Element tobte über seine Entweihung durch einen Leichnam, überschritt zürnend seine Ufer und sank erst nachdem es jenen ausgestoßen hatte. Den durch den Kometen nahenden Untergang verkündigen auch noch andere Zeichen: Einsiedler in den tiefsten Wäldern der Csiker Gebirge verkehren mit Unheil verkündenden Engeln; der Kokelfluß stieg bei Schäßburg am 2. Mai bis an den untern Rand der Burg, am siebenten Tage darauf sollte er diese bedecken und nach aber sieben Tagen auch von der Bergkirche nichts mehr sichtbar sein; Wurmloch war in den Fluten versunken. Dreimal erschien einer Szeklermagd in Kronstadt ein Geist und deutete auf verborgene Schätze; aber die Dienstherrhaft glaubte nicht, bis beim drittenmale die Erscheinung die flache Hand an die legte, wodurch bald darauf der Anwurf abrieselte, so daß alle Mühe

der Erneuerung fruchtlos blieb. Viele sehen darin eine Wiederholung des altprophetischen „Mene, mene, tekel, upharsin'" und erwarten zitternd die Dinge, um derentwillen die Natur ihre gewohnten Bahnen verläßt.

In solchen Schöpfungen macht das Volk dem ihm innewohnenden poetischen Bedürfnisse Luft, welches noch immer wie zu den Zeiten der Erzväter und des blinden ionischen Sängers mit dem religiösen aufs innigste verbunden ist. Und von solcher Auffassung natürlicher Erscheinungen ist kein Volk, auch das aufgeklärteste und gebildetste nicht, frei. Auf keinem Gebiete ist die Urverwandtschaft der Völker augenscheinlicher als auf diesem, und je tiefer man in der Forschung dringt, desto geringer wird auch das Maaß des Verschiedenartigen. Selbst Sprachstämme gränzen hier nicht scharf ab und die deutsche Riesensage z. B. zeigt die stärkste Annäherung an die finnische, und eben deßhalb auch unsere sächsische an die magharische, wobei nur die Ausdrücke oriás und tündér in der letztern als synonym zu nehmeu sind. Die Verschiedenheit beruht hier mehr nur auf der nationalen und localen Färbung des gemeinsam überkommenen Stoffes, und nur in so ferne konnte oben gesagt werden, daß die sächsische mythische Sage im ganzen sich rein erhalten habe. Wie viel dazu die bisher stattgefundene Abgeschlossenheit des nationalen Lebens beigetragen, dürfte schwer zu berechnen sein; daß der fast gänzliche Mangel gelehrter Ueberlieferung und Ausbeute mit in Rechnung gezogen werden müsse, ist ohne Zweifel. Begegnen wir doch derselben Erscheinung im Szeklerlande, dessen Sagen die der übrigen Landestheile mit gemischter Bevölkerung an ursprünglicher Frische weit übertreffen, wenn man denselben nicht durch sentimentales Beiwerk nachzuhelfen oder sie gar durch Versificirung zu „verschönern" sich untersteht.

Die Reinheit der Ueberlieferung ist kein Merkmal für die Vollständigkeit des Inhaltes, und unsere mythische Sage der entscheidenste Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung. Der mythische Stoff ist in derselben in außerordentlich zerstückter Weise auf uns gekommen. Es wird aus ihnen, selbst bei vollständigerer Sammlung, nicht ein einziger Mythus sich befriedigend darstellen lassen, sondern sie bieten bloße Mythentrümmer, sind ein weites Feld, auf welches der vorbeirauschende Fluß aus dem ganzen Gebiete seines Laufes geholte, oft bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffene und verflachte, Geschiebe abgelagert hat. Es ist in der Regel vergebliches Bemühen, aus diesen tausend Bruchstücken ein Ganzes wieder herzustellen; man muß sich im Allgemeinen begnügen, den Character der einzelnen Theile zu bestimmen und durch Vergleichung mit den an den Ufern noch anstehenden Gesteinen Heimat und Herkunft

jener annäherungsweise klar zu legen. Auf diese Abschwächung hat neben der Zeit die Entfernung vom Mutterlande ohne Zweifel den bedeutendsten Einfluß ausgeübt. Die Sage haftet an der Oertlichkeit, sie schweift nicht wie das Märchen frei umher; erst wenn sie zum bloßen Aberglauben herabgesunken ist, verliert sie mit dem poetischen Werthe auch ihre Gebundenheit. Und wie, um das obige Bild fortzusetzen, jene Geschiebe desto mächtiger und markirter sind, je näher ihrem Ursprunge sie lagern, je weniger weit der Strom sie hinabgerollt hat: so muß auch der Inhalt der mythischen Sage in demselben Verhältnisse an innerem Reichthum abnehmen, je weiter das dieselbe tragende Volk von den Quellen seines nationalen Lebens sich entfernt. Steigende Bildung ändert gewöhnlich nur die Form daran, aber die Wanderung zerstört den Gehalt. Colonisten geben in der Regel mit dem Boden der Heimat auch einen Theil der darin verborgenen poetischen Schätze auf und nehmen mehr eine practische nüchterne Gesinnung an; und auch unsers Volkes verhältnißmäßige Armuth an ächten, namentlich epischen, Volksliedern und allgemeinen Sagen mag darin Ursache und Erklärung finden. Nur das Märchen und die Thiersage wandern ihrer geistigern und freiern Natur gemäß unverdrossen und unverkümmert mit, und bilden auch in dem sächsischen Volke noch immer eine reiche Quelle poetischen Lebens. Wie der Colonist die Wohnung, das Feld, den Wald, den Fluß der Stammheimat nicht mit sich führen, sondern bloß Formen und Namen derselben in die neue Heimat verpflanzen kann, so läßt er auch zurück die an jenen haftende Sage, und darf nur schematisch die allgemeinsten Züge und Persönlichkeiten derselben an die neuen Gegenstände der letztern anknüpfen. Hier tritt nun allerdings die nie versiegbare tief innerlich schaffende Kraft in Thätigkeit, von welcher oben die Rede war, und umkleidet den anfangs kahlen Boden mit den Gebilden der Sage. Formen und Farben nimmt sie natürlich aus den Reminiscenzen der Stammheimat, die nun aber eben so natürlich auf der langen Fahrt an Frische und Lebhaftigkeit vielfach gelitten haben. So mag unsere jetzige mythische Sage wesentlich erst in Siebenbürgen entstanden sein und erklärt sich die öftere Armuth derselben an mythischem Gehalt.

Ob die sächsischen Geysa'schen und Nachgeysa'schen Colonisten an dem schon früher von germanischen Stämmen (Gothen, Gepiden und vielleicht auch Daken) bewohnten Boden haftende Reste alter Mythen vorgefunden, darüber zu entscheiden, wird der Zeitpunkt abgewartet werden müssen, wo unsere Forschung und Sammlung in das Mannesalter eingetreten sein wird. Der Mangel heiliger Orte spricht nicht eben dafür.

Durch die gezeigte Abschwächung ist in einer Beziehung für die Wissenschaft eine große Schwierigkeit erwachsen: die Untersuchung über die Stammheimat der Colonisten zieht nur spärlichen Stoff aus der Vergleichung unserer mythischen Sage mit jenen der deutschen Landschaften. Wenn auch die Erscheinung der norddeutschen Frau Holla statt der süddeutschen Berchta, der Hünen statt der Riesen 2c. auf Norddeutschland deuten, so ist das doch nur ein sehr dürftiger Beitrag zu dem auf diesem Gebiete von fleißigen Forschern auf dem Wege der Geschichte bereits erreichten und auf dem der Sprachvergleichung noch erreichbaren Gewinn.

Ob unsere Armuth an Koboldsagen und der fast gänzliche Abgang der Zwergsage und der Personification hier je ergänzend eintreten wird, kann noch nicht entschieden werden.

Größern Nutzen kann die vaterländische Geschichte aus diesen Sagen ziehen; denn es ist kein Zweifel, daß in nicht wenigen derselben Bezüge enthalten sind, welche bis an den Zeitpunkt der Colonisation und Einwanderung selbst hinaufreichen. Wenn das Leben der Wasserfrau und ihres Sohnes, welche im See bei Mehburg hausen, mit dem Walde aufhört, der durch der Sachsen Aexte rings um den See ausgehauen wird, so liegt darin unzweifelhaft eine Hindeutung auf die früheste Colonistenthätigkeit, und auch in mancher andern Sage sind historische Kerne verborgen, welche von der bisherigen Forschung wegen ihrer mythischen Hülle allzu vornehm belächelt worden sind. Auch eine Menge anderer Bezüge auf Gewohnheiten des Rechtes und der Familie, überhaupt höchst schätzbare Beiträge zur Sittengeschichte aller Jahrhunderte bergen sich in diesen so lange unbeachtet gebliebenen Erzählungen. Rechnet man dazu endlich noch den tiefen ethischen Zug, der durch die meisten derselben geht und sie als das gesundeste und eben wegen seiner Volksthümlichkeit wirksamste Erziehungsmittel empfiehlt, so zweifelt wohl Niemand mehr daran, daß eine Sammlung und Veröffentlichung derselben oder wenigstens ein Anfang davon nicht durchaus unverdienstlich sein werde, um so mehr, da alle diese Erzählungen mehr und mehr zum bloßen, wenigstens erziehlich kaum mehr zu benützenden, Aberglauben verblassen und wie die Gesinnung der Männer weiblich sentimental zu werden droht. Bald wird von den Mythen, in denen das Leben der Altvordern in Germanien so wundervoll ausblühte, selbst die letzte Erinnerung im Volke verschwunden sein, da die Gegenwart, freilich hierin dem Entwickelungsgange der Menschheit

folgend, schon längst von dem ererbten Reichthume zehrt, ohne das Grundcapital desselben vermehren zu können und vermehren zu dürfen.

Darum retten wir, wie der Dichter so schön sagt, des volksthümlichen Poesieschatzes so viel als möglich in gesicherte Bücher hinein, und legen diese dann wie merkzeichnende Tulipanenblätter in das große Buch der Zeit.

F. Müller.

De droa Burgen
und de droa Prinzässänen.*)

E' Fürst oalt uch vermégend
Droa stattlich Dűchter hatt,
Seing wór də Míreschkégend
Bäs un də' Retjesat.

Die drei Burgen
und die drei Prinzessinnen.

Ein Fürst alt und vermögend
Drei schöne Töchter hatt',
Sein war die Maroschgegend
Bis an den Retyesat.

---

*) Die gegenwärtige Sage ist in dem Südwesten Siebenbürgens, wo ihre Zeugen, die Ruinen der Schlösser Vayda-Hunyad und Deva, dann der pittoreske Berg von Arany stehen, unter Sachsen, Ungarn und Romänen gleich verbreitet und wird, obwohl in verschiedenen Variationen, doch im Wesentlichen so erzählt, wie die vorliegende poetische Bearbeitung zeigt.

Schloß Hunyad, sächsisch **Hannədeing**, der eine Punkt, an den sich die Sage knüpft, liegt im Marktflecken Vayda-Hunyad auf einem steilen Kalkfelsen, am Einfluß des vorbeirauschenden Zalasder Baches in die Tscherna. Der Hauptheil des Schlosses, die vordere Fronte mit der Kapelle, dem großen Rittersaale und der geräumigen Halle, ist vom berühmten Gubernator Ungarns Johann von Hunyad im reichsten Style des 15. Jahrhunderts im Jahre 1452 erbaut worden, wie dies eine Pfeiler-Inschrift bezeugt. Der übrige Theil des Schlosses besteht aus Nachbauten meist aus der Zeit des Fürsten Gábriel Bethlen. Das bis in die Neuzeit wohlerhaltene Hunyader Schloß, worin zuletzt die Bezirksbehörde und Eisenwerksverwaltung untergebracht waren, liegt seit dem verheerenden Brande des Jahres 1854 in Ruinen.

Beim Marktflecken Deva, in der Mundart der Sachsen „Diemrich" liegt auf einem isolirten, kegelförmig aufsteigenden, steilen Trachytfelsen das gleichnamige Bergschloß, das von Ferne wie ein Silberblick in das weite Maroschthal hineinglänzt. In der Geschichte Siebenbürgens, besonders in der Periode einheimischer Fürsten, spielt Deva, als Schlüssel des Maroschpasses eine wichtige Rolle. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts aufgelassen, ward dasselbe wiederhergestellt, liegt jedoch gegenwärtig, ein Opfer der ungarischen Revolution, seit dem Jahre 1849 in Trümmern.

Von Deva aufwärts am rechten Ufer der Marosch, etwa gleichweit von dem genannten Orte und von der Kreisstadt Broos entfernt, liegt der Aranyberg (**arany** heißt im Ungarischen Gold), d. i. der Goldberg, romänisch: **Uroi**, von auffallend merkwürdiger Bildung, gerade gegenüber der Mündung des wasserreichen Strellflusses, eines Bergsohnes der südlichen Karpathen, in den Marosch. Die meist schneebedeckten Gipfel des genannten

Und als 'ə wór gəstorwen,	Und als er war gestorben,
Də Düchter díldə' sich	Die Töchter theilten sich
Än doat, wat hie erworwen,	In das, was er erworben,
Bewóhrt hatt ritterlich.	Erhalten ritterlich.
Doch Nichen hatt Vertráen	Doch Keine hatt' Vertrauen
Elín af Weiwerkraft,	Allein auf Weiberkraft,
Sə wúlə' Burgə' báen	Sie wollten Burgen bauen
Af Felsen än də Laft.	Auf Felsen in die Luft.
Də Ältst föng un zə sóen:	Die Aelteste thät pochen:
„Mö Schluoss wä Eisə' wöd	„Mein Schloß, wie Eisen fest,
„Schín än droa Wóchə' stóen	„Wird dastehn in drei Wochen,
„Wo Gott mich nöt verlöt."	„Wenn Gott mich nicht verläßt."

Karpathengebirges bilden majestätisch den Hintergrund dieser Gegend. Schon von weitem sieht man die senkrecht gegen die Marosch abfallenden Felsenmassen des Aranyer Berges, der sich rückwärts in sanftem Bogen wölbend, an die mit dem Marosch paralell gehende, aus den Nagyager Erzgebirgen auslaufende Bergkette anlehnt, aus welcher er, weit in das Thal vorspringend und 600 Fuß von dessen Sohle sich erhebend, malerisch hervortritt. Unter der schroff abfallenden Felswand sieht man eine Reihe von felsigen, gegen den Marosch laufenden Hügeln, wie Trümmerhaufen des am Berge fehlenden Kugelausschnittes. Von einem einst auf dem Goldberge gestandenen Schlosse wollen Viele noch jetzt Spuren wissen, neuere Nachforschungen haben aber keine entdecken können. Unter dem westlichen Bergabhange liegt das Dorf **Arany**, romänisch **Uroi**.*)

Zur Strophe 1. **Firscht** oder **Fürst**, sprich Fürscht oder Fürst, **oalt**, alt; Comparativ **älder**, Superlativ **ältst**.

Zur Strophe 2. **doat** (englisch **that**, jener) statt **döt**, Neutrum des demonstrativen Fürworts **dier**, Femininum **dä**.

Zur Strophe 3. **nicher, nichen, nichent**, keiner, keine, kein; Negation von **ichen**, einiger, irgend einer. Altdeutsch: **nigen**, mittelhochdeutsch **nichein, nechein, niechein**, ursprünglich in bejahender Bedeutung. Das sächsische **nicher** ꝛc. vertritt auch das hochdeutsche **kein**, dessen Saxonisirung in **kin** ungebräuchlich ist.

Zur Strophe 4. **föng**, fing; Imperfectum von **fén**, fangen; zum Unterschied von **feing**, fein. **sóən, són**, sagen, sprechen; **wöd** statt **wörd**, würde; **schín**, schön; **wó**, in der Bedeutung wenn; **nöt**, nicht; engl. **not**, altd. **nieht**, niedersächs. **niet**.

---

*) Betreff der Schreibart wird bemerkt, daß wegen Mangel anderer Typen **á é í ó ú ä ö** und **ü** die Länge dieser Vokale und Diphthongen; **a e i o u ä ö ü** deren Kürze bezeichnen. **ə** ist das verklingende, tonlose e. Der eigenthümliche Mischlaut **oa** entspricht dem in der Fromman'schen Lautbezeichnung angewendeten **å**. In **uo** klingt das **o** fast wie ein **e** dem **u** nach. Bei **ei** und **ie** sind beide Vokale getrennt, schnell und kurz nacheinander auszusprechen.

Də Mättelst sót: „Ich báen
„En Burg, wä Sälwer hell,
„Droa Däg nor — und ich ráen, —
„Wo't oaser Herrgott wäll.“

Do sót də Jängst der Sästern,
Nóch ə' verhatschelt Kängd:
„Wä lang wällt ir dó tästern?
„Bä mir gíht doat geschwängd.

„Ech bá' mər, jang end gläcklich,
„—Mehr ohnə Gottes Móch —
„Kén Hömmel úgə'bläcklich
„En gäldä' Burg vól Prócht.

Sə báden ín wä d'oander —
Droa Däg: — ət stánd dä ín,
Droa Wóchen: — ət stand dä oander
Mät Gottes Ségə' schín.

Än Hannədeing dó weisen
Sə nóch də' Busdəgán,
Də' Näbois, stark wä Eisen,
Doat äm Gəstín soal ráhn.

„Und mir soll in drei Tagen“ —
Fiel ihr die Andre ein, —
„Ein Silberschloß aufragen,
„Doch nur mit Gott allein.“

Die Jüngste ohne Säumen
Sprach, ein verhätschelt Kind:
„Wie lang wollt ihr da träumen?
„Bei mir geht das geschwind.“

„Ich baue, jung und glücklich,
„— Auch ohne Gottes Macht —
„Den Himmel augenblicklich
„Ein goldnes Schloß voll Pracht.“

Die ein' und andre baute, —
Drei Tage: — und ein Schloß,
Drei Wochen: — ein zweites schaute
Hernieder schön und groß.

Vom Hunyadschlosse weisen
Den Buzdogány sie dir,
Den Neboisz stark, wie Eisen
Im Felsgesteine hier.

Zu Strophe 5. **də Mättelst**, die Mittlere. Die Comparativform ist nicht gebräuchlich. **sót**, sagt, sagte; schweiz. seit; **báen** oder **bán**, bauen, ich baue; **wä**, wie; **ráen**, **rán**, ich ruhe, ruhen; **wo 't**, wenn's, **wäll**, will.

Zu Strophe 6. **Sästern**, Schwestern. **tästern**. Iterativum von „tasten“, säumig an Etwas arbeiten, tändeln. Aehnliche Bedeutungen haben die sächsischen Idiotismen: **taklen, pödern, tuoslen, troandlen.**

Zu Strophe 7. **ech**, emphatisch statt **ich**, ich. **mər** emphatisch: **mir**, mir. **ənd** oder **ən'**, und; aachnerisch **en**, am Niederrhein **än**. **mehr**, obgleich, wenn auch. Die ähnliche Bedeutung des hochdeutschen „mehr“ ist veraltet. **kén**, gegen. **gäldän**, von **Gúld**, Gold; golden, goldne.

Zu Strophe 8. **báden**, bauten. **ət stánd**, es stand.

Zu Strophe 9. **Busdəgán**, ungarisch **Buzdogány**, der Streitkolben; ein Wort slavischen Ursprungs. Ein runder, grellbemalter Thurm am östlichen Vorsprunge des Schlosses Vayda-Hunyad führt diesen Namen. **Näbois** oder **Neboisz**, auch aus dem Slavischen verstümmeltes Wort, soll heißen: Fürcht dich nicht; und ist der Name eines aus rhomboidenförmigem Felsen in gleicher Gestalt gebauten festen und hohen Thurmes, westlich vom Hunyader Schloß.

E' Sälwerschluoss ä' Strögden
Berömt də Dímrich stíht,
Et sängt ous oalten Zögden
Är Schäcksoal munch í' Líd.

Doch goanz zə'rätscht, vergiessen,
De' Gúldberg sökt əm ráhn,
Wo gottlüs sich vermiessen,
Də Jängst är Burg zə bán.

Dier söckt grass af də Gäder,
Mät dien də JEwent lacht,
Und hält, e' stönrän Häder,
Seing ínsəm Felsəwacht.

Kom wúl də jängst Prinzässän
Dó bán är gäldä' Schluoss,
'Sü brong sich, wäld zərässän
E schwér Gewädder luoss.

Ein Silberschloß in Streiten
Berühmt, die Diemrich steht,
Von ihr aus alten Zeiten
Manch Lied und Sage geht.

Zerfallen und vergessen
Steht da der Goldberg bloß
Wo gottlos sich vermessen,
Die Jüngst' zu bau'n ihr Schloß.

Starr blickt er auf die Güter,
Womit die Ebne lacht,
Und hält ein steinern' Hüter
Einsam die Felsenwacht.

Als sich die Jüngste plötzlich
Wollt' bau'n ihr golden Schloß,
Rang wild sich und entsetzlich
Ein Ungewitter los.

---

mit welchem er durch einen gedeckten Gang in Verbindung steht. **wä Eisen, doat än Gestín soal ráhn**, wie Eisen, das im Gesteine ruhen soll. Die Laune der Volkssage kümmert sich um die Mineralogie wenig, welche den Felsen, worauf das Schloß Hunyad ruht, als Kalkstein bezeichnet, und es findet vielmehr die Ansicht der Volkssage über dessen Eisenhältigkeit durch die Nähe des bedeutendsten und ergiebigsten Eisenwerkes in Siebenbürgen, Gyalár und die vielen Hammerwerke in der Nähe von Vayda-Hunyad, in dessen Schlosse auch die Verwaltungsbehörde der ärarischen Eisenwerke dieser Gegend untergebracht war, ihre Stütze.

Zur Strophe 10. **Ströckt**, Streit, **ä' Strögden**, in Streiten, Kämpfen, Kriegen. Ueber die der sächsischen Mundart eigenthümliche Lautverstärkung des auslautenden **t** durch ein verstärkendes **k** siehe Archiv für die Kenntniß von Siebenbürgens Vorzeit ꝛc. Band I. Seite 111 und 112. **är Schäcksoal**, ihr Schicksal; **munch in**, (manch ein) mancher, manche, manches.

Zur Strophe 11. **zə'rätscht** von **rätschen**, Nebenform von „rutschen" in ähnlicher Bedeutung. Niederdeutsch heißt ratsch, adv. ritsch, zerreißend, berstend. **sökt** von **sähn** sehen, sieht, blickt, schaut. Das Wort **schán**, schaun, ist bloß dem Hochdeutschen nachgebildet und im Sächsischen sehr ungewöhnlich. **ráhn**, ruhen.

Zur Strophe 12. **grass**, düster, finster, (vom Blick), abgeleitet von Graus und erhalten im Hochdeutschen grießgram, grämlich, mürrisch; **stönrän**, steinern, von **Stin**. Stein, Plur. **Stöner**.

Zur Strophe 13. **kom**, kaum; **wúl**, wollte; **'sü** statt **əsü**, so, gemeindeutsch eso. **sich brängen**, Imperf. **brong**, ringen, rang. **zə'rässän**, zerrissen. **schwér Gewädder**, schweres Gewitter, Ungewitter.

Də Míresch-Welle' rennen
Kém Fels äm Sturm sich matt,
Dó schusst də Strell nóch ännen,
Gewälzt vum Retjesat.

Sich angderwiesche spürt əm
Də gäldä' Burg, — ət blätzt!
En Dannerschloag dien hürt əm,
Äm Míresch loat də Spätzt.

Und angder Fels uch Wellen
Də jängst der Sästrə' loag,
Dä schléft nóh Gottes Wällen
Dó bäs zəm jängsten Doag.

Də Burg äs ánerschaffen;
Der Gúldberg ernst und kuohl,
Söckt uowen und söckt affen
Än't herrlich Míreschthuol.

Die Marosch-Fluthen stürmen
Am Fels sich müd und matt,
Drein thät die Wogen thürmen
Die Strell vom Rethesat.

Sie unterhöhlt, — o Grausen!
Die goldne Burg, — ein Blitz,
Ein Donnerschlag, ein Brausen, —
Im Marosch liegt die Spitz'.

Und unter Fels und Wellen
Die jüngste Schwester lag,
Die schläft nach Gottes Willen
Da bis zum jüngsten Tag.

Die Burg blieb unerbauet,
Der Goldberg ernst und kahl
Hinab und aufwärts schauet
Ins schöne Maroschthal.

Zur Strophe 14. **Kém**, synkopirt: gegen den. **schusst** von **schussen**, Nebenform von **schössen**, schießen, in ähnlicher, jedoch figürlicher Bedeutung, jäh, schnell fließen. **ännen** aus **än** in und dem aus **hin** entstandenen **en** gebildet.

Zur Strophe 15. **angderwieschen**, unterwaschen, unterhöhlen. **spürt əm**, man spürt. Das unbestimmte Fürwort **əm** liegt dem Französischen **on**, altfränkisch **hom**, englisch **one**, niedersächsisch **enn** offenbar näher, als dem hochdeutschen man.

Zur Strophe 16. **loat**, 3. Person Imperf. von **loan**, liegen. **nóh**, nach, zum Unterschied von **'nó** statt **dernó**, hernach, darnach. **nóh**, nahe.

Zur Strophe 17. **äs** ist von **sö** oder **sön**, dem Hilfsworte sein, eine abweichende, mundartliche Form. **uowen**, hinab, schweiz. abe, aben, appen. **affen**, hinauf. Schweizerisch, **aufen, ufen**; bairisch **aufi**.

Der Sinn für Poesie unter dem Volke.

Noch lebt in dem „gemeinen" Volke der Sinn für Poesie mehr, als man gewöhnlich annimmt, und es ist ein großer Irrthum der sogenannten Gebildeten, Bürger (Handwerker) und Bauer schlechtweg als Typus der kalten, nüchternsten Prosa zu betrachten. Als Beweis für diese Behauptung mag hier bloß die sinnige Auffassung der Naturtöne, wie wir sie im Kreise jener oft finden, etwas näher betrachtet werden. Da hat jeder Klang Sinn und Bedeutung. Die Bewegungen und Schläge der Werkzeuge, der Ruf der Thiere, der Gesang der Vögel, das Schwirren der Insekten, der Ton der Glocke, das Sausen des Windes, das Knistern des Feuers, das Sprudeln und Plätschern des Wassers — das Alles, dem Gebildeten nur verworrene Töne, ist dem gemeinen Manne eine verständliche Sprache.

Die folgenden Beispiele, dem siebenbürgisch-sächsischen Volksleben entnommen — von denen wohl manche, gleich vielen Volksliedern und Sprüchen, Eigenthum des ganzen deutschen Volkes sein mögen, werden das Gesagte bestätigen. *)

Die Ahle des Schusters oder

das Webschiff des Webers sagt: (die Bewegung der Hände und beim Weben auch den Schall nachahmend)

Käs — und Brot — brauch — ich nicht,
Käs — und Brot — brauch — ich nicht 2c.

Die Nadel des Schneiders: ei hätt' ich's! ei hätt' ich's!

Der Hobel des Schreiners: da hast's, da hast's!

Der Hammer des Kupferschmiedes: komm', komm', komm',
du lieber Sonntag — tag!

Der Hammer des Schmiedes:
Meister allein: werd, werd, — werd weich.

---

*) Was nicht recht ins Hochdeutsche übersetzt werden konnte, ist im Dialekt (Schäßburger Mundart) oder in der betreffenden fremden Sprache stehen geblieben.

Meister und Geselle (oder Lehrjunge):
Willst du nicht, willst du nicht,
Willst du nicht, so schlag ich Dich!
Die Sehne des Hutmachers
zer — zer — zermæh dich!
Cathrenchen kam bæ mich!
Der Kamm des Tuchmachers: härnes Tuch! härnes Tuch!
Der Hammer des Faßbinders nach der Uebersetzung
des Faßbinders: binde, binde, binde fest!
oder:
Reif, Reif, halt' fest!
nach der Uebersetzung der Hörer:
Bedner, bedner banyd de kofen
nor net gang zem nôber sofen!
Die Raspel des Gerbers: schlurf, schlurf!
oder:
schlurp; schlurp! (=schlürfe.)
Die Feile des Schlossers: Siga, Siga, Siga! (magy. — Sigmund.)
Die Kratze des Rauchfangkehrers: kratz, kratz, kratz Schimmel!
Die Axt des Holzhauers: Platz! — Platz!
Die Säge des Holzschneiders! Gib Späne, gib Späne (— auch Geld bedeutend figürlich.)
Der Bleuel der Wäscherin: Kneist (Schmutz) Kneist weg!
Der Flegel der Drescher: ihr müßt heraus, es hilft euch nichts!
u. s. w.
Der Bär brummt: ich komm' ich fresse dich; ich komm' ich fresse dich!
Der Wolf (figürlich die Nachtigall,) die Füllen frißt, jubilirt:
ulluluh! jujujuh! (seit der Hochzeit, wo es ihm zu singen kam.)
Der Hund bellt, wenn er
das Posthorn hört: ach wie ist das — schön!
oder:
o weh! o weh! — o weh!
Mehrere Hunde, wenn sie ein Stück gestohlenes Fleisch haben, knurren:
Schwagerrrr — Nachbarrrr — Bruderrrr —
Gevatterrrr — legt niederrrr!
Der Esel syllabisirt: ia, ia!
Das Pferd lacht: ihaha!

Die Katze vor der Thüre miaut: macht mir auf! macht mir auf!
Die Katze ruft dem Kater: kut eram! kut eram!
und wenn er endlich kommt,
greint sie: kut er nor näu, kut er nor näu!
(Marienb. Dorfsmundart.)

Die Schweine aus der Heerde kommend:
die kleinen quicksen: auch mir ein Stück!
auch mir ein Stück!
oder: kut hîmen, kut hîmen!
die alten: nor hiesch loânzem!
(nur schön langsam)
im Regenwetter kommend:
die kleinen:
ach herr Jeses! ach herr Jeses!
die großen: ei hât ich mer en stuw gebât,
en hât desem wäder net getrât.
oder:
die großen: hât ich de rên nor wôrgenuen,
ich hât de moankel mätgenuen!
die kleinen: uch ech! — uch ech! — uch ech!
u. s. w.

Die Schwalben im Frühling auf dem Dache:
Wæ ich zug, wæ ich zug
wôr scheur uch keller vôl,
wæ ich koam, wæ ich koam,
wôr alles e————wêg!*)

Die Kohlmeise im Frühling:
Stäcke gôn, stäcke gôn!**)
oder:
zizi***) bäsch, zizi bäsch!

---

*) Vgl. die schöne Bearbeitung dieses allgemein verbreiteten Schwalbenliedes von Rückert: Aus der Jugendzeit.

) **Stäcken, Zeitw. vom Subst. **stacken**, hier gleich **weinpfahl**, daher: **weinpfähle einrammeln**. Das Vöglein mahnt, es sei die Zeit zu dieser Arbeit da.

***) **zizi** und **tschutschi** in der Kindersprache hübsch, schön. **bäsch**, Busch wird meist auch für Wald gebraucht.

oder:
tschutschi bäsch, tschutschi bäsch!
Die Spatzen: hübsch, hübsch, hübsch!
(Mäschen)
Der Finke: Fickes*), Fickes, feler ôrsch,
wô te net gespannen hôst,
droag wegden än!
Die Goldammer singt im Frühjahr dem Bauer:
(Gieleng) ei tea dæw**), ei tea dæw!
im Herbst: herr vetter! herr vetter!
Die Krähe: schnoa, schnoa! (schneie, schneie!)
Mehrere Krähen auf einem Dach, eine unten auf einem Aas.
Jene: äs mi dô? äs mî do?
Die Eine: nor de knôchen! nor de knôchen!
Der Specht am Baum, wenn er unbedeutende Beute gemacht, pickt:
na buck***), na buck!
Der Kukuk: kuck, kuck! (als wolle er mit einem Verstecken spielen).
Der Wiedehopf: hupup! hupup! (In der Kindersprache = hüpfe auf!)
Die Wachtel: bäck de räck! bäck de räck!
(bücke den Rücken)
îr soa got! îr soa got! (dieß klingt jedoch nur wie ge-
(Ehre) macht und nicht volksthümlich)
Die Lerche (von den Landleuten brochvigelchen = Brachvöglein) ge-
nannt: so komm mir denn nach!
in die Höh, in die Höh!
Die Henne wenn sie ein Ei gelegt:
kommt, kommt und schaut!
kommt, kommt und schaut! — schaut!
Der Hahn aufwärts blickend kräht:
kut zeräck êh†!

---

*) **Fickes** = **Sophie**; sonst **Ficken**; hier spöttisch.

) **dæw = Dieb.

***) **na buck** = nun es ist der Mühe werth.

†) Eine Erzählung in Halvelagen erklärt diesen Hahnruf. Als man nämlich an einem Ostertag Hahnschießen und Schlagen sollte, waren alle Hähne aus dem Dorfe fort; nur ein lahmer war zurückgeblieben. Diesen schickten die Knechte (Bauernburschen) auf den Thurmknopf, er solle seine Brüder zurückrufen, es werde ihnen nichts geschehn. Der flog hinauf

Die Gänse im Hofe, die Hälse streckend wenn ihnen der Wirth Futter bringt, schnattern: **hâde mer nor sâk Pal Honnes, mer werden ich det kuern alles verstielen.**

Die Enten: **ha, ha, ha, doat äs lastig!**

oder:

wat schaffe se, wat schaffe se.

Die Indianer im Hofe:

Einer ruft: **Jurka! Jurka!**

Die Andere: **Ei dat dich der Môrlef!**

Ei dat dich der Môrlef!

Der Frosch (**blêsch nôchtegôl**) **Giorg! Giorg! Giorg!**

Die Hausgrille: zirp, zirp, zirp! (schlürfe ꝛc.)

Die Feldgrille: mähn, mähn, mähn! (Zeit zum mähen)

Die Schnacke (Gelse) summt ganz fein ums Ohr:

Szegin, szegin! (magy. ich bin ein Armer, Armer)

bis sie niedersitzt und sticht.

Gespräche.

Mensch. Aber warum bist du doch so träge?

Büffel (brüllt). Ja wenn ich laufe, so sinkt die Erde zusammen.

Zwei Hähne.

Der Erste: **Nôber wî erniert ech?**

Der Andere: **Gott der härr êh!**

Froschquartett.

Ein mundartlich sächsisches ist mir nicht bekannt; die hier mitgetheilten in fremder Sprache sind aber unter dem sächs. gemeinen Volke allgemein.

Magy.:

Erste Stimme: **Mit csáls?**

Zweite Stimme: **Paputsch.**

---

und rief: **kut zeräck êh**; Jene kamen zurück und die meisten wurden alsbald ergriffen und zum Osterfest erschlagen, nur wenige hatten sich in Schlupfwinkel gerettet. Als der Ostertag vorüber und nichts mehr zu fürchten war, kamen sie hervor und wollten über den herfahren, der sie zurückgerufen. Der aber stand noch immer oben und steht bis heutigen Tages da — und zwar weil er lahm ist, auf einem Fuße und fürchtet sich vor den Knechten und seinen Brüdern. Die sahen ihn endlich oben, nachdem sie ihn unten lange umsonst gesucht, und schrien sogleich im Zorn und höhnisch: **kut zeräck êh**; deßhalb sehen noch heut zutage die Hähne aufwärts und machen wie zum Spott ein schiefes Gesicht, wenn sie rufen: **kut zeräck êh!**

Dritte Stimme: kinek, kinek?
Vierte Stimme: Az urnak! az urnak!
Walach.
Erste Stimme: Da unde te dutsch?
Zweite Stimme: La türk, La türk.
Dritte Stimme: Da tsche türkueschtt?
Vierte Stimme: Und, und, und!
Chor: Munke k — — — —

Das Rad der Bretterkärre des Szeklers klirrte (korzelt):
ihetnem, ihatnam!
jôl laktam!

Wenn man die Ruthe schwingt, pfeift die Spitze und heischt:
flîsch, flîsch!

Das Feuer wenn es sprüht und spritzt ruft:
gêst, gêst! (Gäste).

Ebenso das brodelnde Wasser im Topf:
gêst, gêst!

Das Kraut protzelt im Topf:
Sonntag, Sonntag, Sonntag!

Der Wind pfeift durchs Schlüsselloch:
Sagt ichsss! sagt ichsss!

Das Rauschen des Wehres, das der Wind in der Nacht in die Ferne trägt, ruft mit anfangs starkem, dann verschwindendem Ton:
schlaft, schlaft! schlaft!

Glockenklang.

Große Glocken rufen dumpf:
en kræm hôt mich ausgewâhlt!

Kleine hell:
stîndankel,
koalt arbes!

oder:
rît repen
kolrâben!

Bei der Leiche eines Kindes klingen die Glocken ganz traurig!
keam bleam — hindân.
keam bleam — hindân. u. s. w.

So und in ähnlicher Weise übersetzt sich der „gemeine“ Mann die wirren Naturtöne in verständliche Worte und findet darin mit eine Quelle der Erheiterung. Manches in diesen Phantasiespielen, in dieser Poesie der Kinder und Armen, ist zwar auch dürftig und arm, und einiges allzu naturwüchsig wild und derb; doch findet sich auch manch Körnlein und Keim echter Poesie darunter. Nun sind aber Bürger (Handwerker) und Bauer hauptsächlich auch die Heger und Pfleger von Märchen und Sagen, von Volksliedern, von altehrwürdigen Sitten und Gebräuchen; ihre Sprache sprudelt oft von lebendigen Sprüchen der Weisheit und den schönsten bildlichen Redensarten; was Alles ihren Sinn für Poesie ganz deutlich beurkundet. Demnach ist denn das allgemeine Urtheil, welches Bürger und Bauer schlechtweg als poesielos erklärt, falsch und ungerecht, und wir wissen ja, daß auch die vornehme Kunstpoesie aus ihrer luftigen Höhe oft herabsteigt, um an der, gleichsam am Boden haftenden Poesie des Volkes die verlorne natürliche Einfachheit, sinnliche Fülle und Kraft sich wieder zu gewinnen.

J. Haltrich.

Ausläufer über ein siebenbürgisch-sächsisches Volkslied *).

Die Volkslieder aller Nationen sind auf immerwährender Wanderschaft, in immerwährend lebendiger Entwickelung. Fortgepflanzt von Mund zu Mund gehen sie ihren Weg durch Raum und Zeit, so weit und so lange sie verstanden werden. Raum und Zeit gestalten und verändern beständig an ihnen: nicht ohne Verlust mag das Lied vom Rhein an die Eider, vom Siebengebirge an die Karpathen, oder aus einem Jahrhundert in das andere versetzt werden; aber weil es lebendiger Sproß in lebendigen, verwandten Boden kommt, vernarbt es bald seine Wunden und ersetzt das Verlorne durch frische Triebe. Freilich gelingt die Ausscheidung des Abgestorbenen — d. i. fast immer des nicht mehr Verstandenen — nicht jedesmal vollständig, und nicht immer reicht der Pflanze Saft zu neuen Trieben aus. Der Sammler findet also überall und zu jeder Zeit neben schönen, ganzen auch verstümmelte, verkrüppelte, ineinandergewachsene und verwitternde Stämme. So klar sich im Ganzen dieser Entwickelungsgang des Volksliedes nachweisen läßt, so schwer ist es, ihn bei jedem Einzelnen zu verfolgen, weil uns nie seine Metamorphosen vorliegen und wir nur selten bestimmen können, welches die älteste Form, das Original sei.

Was hier in Kürze und halb bildlich angedeutet ist, werde ich bei Herausgabe der siebenbürgisch-sächsischen Volkslieder, deren Sammlung mich schon lange Zeit beschäftigt, in einer Abhandlung ausführlich darstellen. Dieselbe wird mehr eine Naturgeschichte als Geschichte des Volksliedes — insbesondere unserer sächsischen Volkslieder liefern. Für die einzelnen Lieder müssen dann kurze Andeutungen und Citate einschlägiger Paralellen genügen. Während ein solches Verfahren bei einer größeren Sammlung schon durch die Rücksicht für die Ausdehnung des Werkes geboten ist, soll hier einmal für ein einzelnes, ganz kleines Liedchen der Vergleichung breiterer Raum gestattet werden.

*) Ausläufer — weil eine abschließende Kritik nur in seltenen Fällen bei Volksliedern möglich ist.

I. (Mühlbächer Mundart.)

1. Et soas e klî wält vijeltchen
av enem græne næsztchen;
et soang de goânz wäinjternôcht,
de stäm dæ moszt em kläinjen.

2. 'Säinj tâ mer mî, säinj tâ mer mî
tâ klenet, wäldet vijeltchen!
ech wäl der schreiwen af deinje' flijel
mät gielem gûld uch græner sekt.

3. „Hoâlt tâ de gûlt, hoâlt tâ deinj sekt!
ech wäl der nemi säingen.
ech bän e klî wält vijeltchen
unt nemest koa' mich zwäinjen."

4. 'Säing taa eruow äm defen duov,
der reiv wirt dech uch dräken!
„dräkt mech der reiv — der reiv äs koalt;
fræ Sann' wirt mich erquäken.

Eine andere Ueberlieferung hat statt der letzten Zeile:
„fræ Sann dæ wirt mich drejen
worauf noch folgender Vers sich anschließt.
„Hævst taa mer gesôt für em joor, für zwie'n —
daa had ich noch meinj iren;
awer nanna, awer nanna
hun ech se verlîren."

II. (Bistritzer Mundart.)

1. Et soas e klé wält vöjeltchi
av enem grâine' zweich.
„O säing o säing, wält vijeltchi!
wohi laut dir dei stämm?"

2. [Gebairesch knécht sai îrewiert,
sei kön'n guor höflich reden,
unt wänn sei of den tanz gô',
si kän'n se höflich treden.]

3. „Mer wëll'n der all dei fädercher
Mët rûdem gold ëmwën'n. —
flaich über'n woalt, kamm wider boalt! —
wat brângst dau mir geschrib'n?“

Am reinsten ist das Lied I. das mir aus Petersdorf, Deutsch-Pian und Mühlbach überliefert ist. Es hat einen frischen, neckischen Ton, dem sich auch das Versmaß mit dem in jeder ersten und dritten Zeile durchgeführten, entlastend wirkenden Verseinschnitt passend anschließt. In der andern Ueberlieferung läßt sich der letzte hinkendere Vers als späterer, sentimentaler Zusatz erkennen, entstanden aus dem Bedürfniß die Sprödigkeit der Sängerin zu motiviren, was im Grunde gar nicht Noth thut. Er macht nun aber das Vöglein — bei dem man im ersten Liede wohl an ein selbstbewußtes, noch unbezwungenes Mädchen erinnert werden durfte — ganz offen zur bloßen Maske, worunter die betrogene Schöne steckt, und schwächt dadurch das Ganze ab. In II. sind einige Zeilen des anmuthigen Liedchens mit andern vermengt, und so zur Tanzweise vernützt worden.

Diese artige Blüthe nun mag allerdings schon lange bei uns wurzeln; dafür zeugt schon der in der lebenden Sprache ausgestorbene, nur noch in wenigen Volksliedern vorkommende Ausdruck „duov“ für Thal, tiefe Waldschlucht*). Dennoch ist sie nicht ursprünglich auf unserm Boden gewachsen, sondern — wie überhaupt der größere Theil unserer Volkslieder**) aus Deutschland hierher verpflanzt worden.

Uhland in seiner Sammlung „alter hoch- und niederländischer Volkslieder“ hat Seite 57 folgendes Lied aus einer „Heidelberger Handschrift aus Augsburg“ mit der Jahreszahl 1516:

1. Augspurg ist ain kaiserliche statt,
darin da leit mein lieb gefangen
in ainem turn, den ich wol waisz,
darnach stat mein verlangen.

---

*) Alterthümlich ist auch die Personification der Sonne: „Fræ Sann“ und uralt der Zug vom Sticken und Zieren des Flügels oder Umwinden des Gefieders mit Seide u. Gold.

**) Den Grund dieser Erscheinung und die Art und Weise der Verpflanzung zu besprechen, behalte ich mir bis zur Herausgabe unserer Volkslieder vor. Ich deute hier nur an, daß wohl die meisten Gegenden Deutschlands mehr eingeführte als selbsterzeugte Volkslieder haben, was sich einfach aus der Wanderung des Liedes und dem Größenverhältniß des Ganzen zum Theil (der Provinz) erklärt.

2. Ich laint mein laiterlin an die maur,
ich hort mein lieb darinnen,
da erfrewt sich alles des darinnen was,
ich hort ain vogel singen.

3. „So sing, so sing, fraw Nachtigal!
die ander waldvogelein schweigen,
so will ich dir dein gefidere
mit rotem gold beschneiden.“

4. „Mein gefider beschneidst mir freilich nit,
ich will dir nümme singen,
ich bin ain klains waldvogelein,
ich trawe dir wol zentrinnen.“

5. „Bist du ain klains waldvogelein,
so schwing dich von der erden!
dasz dich der kiele maientaw nit nötz,
der kalte reif dich nit erfrere.“

6. „Und nötzet mich des kiele maientaw,
so trieknet mich fraw Sunne,
und wa zwai herzenlieb bei ainander seind,
die zwai sollent sich basz besinnen.

7. Und wölcher knab in groszen sorgen leit
und er ain schwäre burdin auf im trait,
der soll sich frewen gen der liechten sumerzeit,
dasz im sein burdin geringeret werd.

8. So han ichs von den weisen hören sagen:
groszen unmuot soll man ausz dem herzen schlagen,
man soll in under die tiefen erden graben,
ain frischen freien muot des soll ain krieger haben.

9. Zwischen berg und tiefem tal
da leit ein freie strasze,
wer seinen buolen nit haben wöll
der mag in wol faren laszen.

10. Der uns das liedlein news gesang
und newes hat gesungen,

es hats getan ain krieger guot.
dem ist nit wol gelungen.

Die parallelen Strophen 3 bis 6 zeigen, daß unser sächsisches Lied aus Deutschland eingeführt worden, und weisen ihm ein sehr hohes Alter an. Die Sammlung ist um 1516 veranstaltet; das angezogene Lied derselben kann leicht sehr geraume Zeit früher existirt haben. Dazu kommt in Betracht, daß unser sächsisches Lied reiner, abgeschlossener erscheint, während in dem Parallelen die betreffenden Strophen nur — wie oft in Volksliedern geschieht — aufgenommen („news gesungen") und nicht sehr glücklich in das Ganze verwebt zu sein scheinen. Unser Lied beruht also wahrscheinlich auf älterer Quelle als das Uhlandische. Was hier von dem letztern gesagt ist, gilt auch von den beiden folgenden der Uhlandischen Sammlung 17 A und B, aus denen ich nur die bezüglichen Stellen anführen will.

A. (hat im Ganzen 10 Strophen.)

2. Darümme so licht ein gröner wolt,
ein gröner wolt darümme,
darinne so singet frouw Nachtegall junk
umb unser beider willen.
3. Frouw Nachtegall, klein waltvögelin,
lat du din helle singent!
„ick bin des woldes ein vögelin klein
unde mi kan nemant dwingen."
4. Bistu des woldes ein vögelin klein
und kan di nemant dwingen,
so dwinge di de rîp unde kolde schne
dat löveken van der linden!
5. „Und wenn de linde er lœf vorlüst,
so behölt se men de este,
daran so gedenkt gi megdelin junk,
und holdet juw tom besten."

B. (hat im Ganzen 11 Strophen.)

3. Ic voerdese in mijns vaders hof,
dær stæt een grœne linde,
dær op so singhet die nachtegæl,
si singhet so wel van minnen.

4. Och nachtegale, klein voghelken,
wildi u tonghe bedwinghen?
ic salder al u vederlin
met goudræt dœn bewinden.

5. „Wat vraghe ic nae u roode gout
oft næ u looser minnen?
ic ben een elein witt voghelken stout,
gheen man enean mi bedwinghen.“

6. Sidi een elein witt voghelken stout,
kann u gheen man bedwinghen,
so dwinghet u die haghel, de coude snee
die loovers vander linden,

7. Dwinghet mi de haghel, de coude snee
die loovers vander linden,
als dan schijnt die sonne schoon
so sal ic weder ornecht beghinnen.

A. ist nach Uhld. S. 999 einem niederdeutschen Liederbuch „vermuthlich vom Eingang des 17. Jahrhunderts“ B. einem Antwerper Liederbuche mit der Jahreszahl MCCCCCXLIIII. entnommen. Letzteres — doch ohne den Schlußvers — ist auch aufgenommen von Willems in seine Sammlung: Oude vlaemsche liederen etc. S. 166 wo auch die Melodie gegeben ist, die jedoch mit der unsrigen keine Aehnlichkeit hat. Auch finden sich noch Parallelen in des Knaben Wunderhorn und sonst*). Am meisten in Betracht kommt ein Lied aus Simrock's Sammlung S. 176 der auch wie ich aus mündlicher — also später Ueberlieferung schöpfte.

1. Da droben vor meines Vaters Haus
Steht eine grüne Linde.
Darauf setzt' sich Frau Nachtigall
Und sang mit heller Stimme.

2. Frau Nachtigall, klein Vögelein,
Willst du mich lehren singen?

---

*) Sehr häufig kommen einzelne Zeilen unseres Liedes in andern Volksliedern vor — Zeugen für das hohe Alter und die große Verbreitung desselben.

Ich will dir den Fuß mit Gold beschla'n
Die Hand*) mit goldnen Ringen.

3. Was frag ich nach dem rothen Gold,
Was frag ich nach goldnen Ringen?
Ich bin des Walds klein Vögelein,
Niemand kann mich bezwingen.

4. Bist du des Wald klein Vögelein,
Und kann dich Niemand zwingen,
So zwingt der Reif und kalter Schnee
Das Laub wohl von der Linden.

5. Und wenn die Linde das Laub verliert,
So trauern alle Aeste:
Daran gedenkt, ihr Mädchen jung
Und setzt euer Kränzlein fest.

Nicht mit fremden Elementen erscheint hier der ursprüngliche Stoff vermengt, hat aber — besonders durch die lehrhafte Wendung — an Naivetät verloren. Unser sächsisches Lied dünkt mir reiner und schöner als die andern, und darum wahrscheinlich der alten rechten Quelle am nächsten stehend. Aber es ist immer möglich, daß diese Quelle in Deutschland selbst vorgefunden wird, immerhin möglich, daß sie von da in nicht sehr früher Zeit zu uns eingeführt worden**). —

Diese kurzen Betrachtungen mögen zeigen, auf welch schwankendem Boden sich der Forscher im Gebiete der Volksdichtung und namentlich des Volksliedes befindet.

W. Schuster.

---

*) So entschieden ist hier die Nachtigall wieder nur Maske, daß ihr sogar eine Hand geliehen wird.

**) Vielleicht hätte ich alle Möglichkeiten genauer Erwägung unterziehen sollen. Ich habe es für mich gethan; aber es schien mir für die meisten Leser dieser Blätter zu ermüdend, wenn ich hier mehr als das Ergebniß angeführt hätte.

Das Rockenlied.

(Ein Beitrag zur Sammlung der sächsischen Hochzeitsgebräuche).

Allgemach fängt man auch bei uns an auf die merkwürdigen Schätze geistigen Lebens, welche volksthümliche Sagen und Märchen, Sitten und Gebräuche in unscheinbarer Hülle bergen und hegen, seine Aufmerksamkeit zu richten, und bereits haben vaterländische Geschichtsfreunde bedeutsame Fingerzeige zur Hebung derselben gegeben. Es thut aber auch Noth, daß man endlich Hand ans Werk lege und mit vereinten Kräften diese beziehungsreichen Nachklänge einer lebenvollen Vergangenheit festhalte, bevor sie völlig verstummen, bevor der moderne Zeitgeist mit seiner Verflachung auch in die abgelegenen, stillen Thäler unserer sächsischen Gaue, die sich noch zumeist unverkümmerter Volksthümlichkeit erfreuen, einzieht und sein Aufklärungsgeschäft beginnt.

Daß diese Sammler-Arbeit eine weitschichtige sei, ist auch schon bemerkt und mit Recht auf die Nothwendigkeit einer Theilung derselben hingewiesen worden. Von dieser Ueberzeugung geleitet hat sich der Schreiber dieses, so weit sein Beruf ihm hiezu Zeit übrig läßt, die Sammlung sächsischer Hochzeitgegebräuche zunächst in der Umgebung Schäßburgs zur Aufgabe gemacht, und theilt nun hier aus seinem freilich noch geringen Vorrath ein Volkslied mit, das er in früheren Tagen in seinem Geburtsort Halvelagen selbst hat singen hören. Es heißt daselbst und in den umliegenden Dörfern schlechtweg „das Rockenlied" und wird einer Braut, die sich an einen Auswärtigen verheirathet, am Tage ihrer Trennung von der Heimat ihrer Gespielinnen gesungen. Bei dieser Gelegenheit überreichen diese ihr einen Spinnrocken, der in der buntesten Weise ausgestattet und aufgeputzt ist. Es befinden sich daran: ein großer Hanfbund (mundartlich „zioken, zôcken") von dreißig Reisten, mehrere Spulen, Löffel, Kornähren, Haferhalme („huowerloaden"), Kipfel, (Semmel), Honigkuchen, übergoldete Nüsse, gedörrte Pflaumen, „gepatzt" (am Feuer geplatzter) Kukurutz, Wintergrün, Goldblumen und kleine Fähnlein aus Goldpapier. Das Eßbare dieser Ausstattung soll der Beschenkten zur Nahrung dienen, wann sie den Hanfbund abspinnt. Der Anfang des Liedes erklärt sich aus der gewöhnlichen Bauart der Wohnhäuser auf dem Lande, wo das Vorhaus zugleich die

Küche ist, so daß die Mädchen bei ihrem Eintritt ins Haus zuerst auf die Köchinen treffen, die hier beschäftigt sind. Im Vorderzimmer sitzen die Anverwandten der Braut und die Begleitung des Bräutigams, der sie abzuholen gekommen ist, beim Abschiedsmahle. Regel ist, daß der Aufzug stattfindet, wann die Gäste „über dem Braten sind". Das Lied hat eine artige Mollmelodie, die sich in mannigfacher, jedoch immer volksthümlich-ungekünstelter Abwechslung dem Texte anschmiegt. — Eigenthümlich sind der Halvelagner Mundart die in der Aussprache in einen Laut zu verschmelzenden Doppellaute oi für neuhochdeutsches au, ui für o, io für e, zuweilen für a (z. B. sio'n = sagen).

(Im Vorhaus)

Geaden dôg, îr kêchanen! Wæ giht et ech?
„Wæ et gott gefallig äs äm hemmelrech".
(Treten ins Zimmer und fahren an die Braut sich wendend fort)
Gott gress dich în broit, gott gesên der den däsch,
Gott gress dich în ädle schîne!
Des broidem seny oalle guor fräsch,
Der breit är froaind seny oalle guor duit [1]),
Sæ stiht än ener gruisser nuit.
Sæ stiht wuil wæ i' lanydebum,
Dio sech det groain lûf entrîren [2]) wûl.
Sæ stiht wuil wæ i' lanydenzweg,
Noar gott wîl är helfen änt hemmelrech.
Mer walle giohn, mer walle stiohn,
Mer wall'n aser broit de riocken drion.
Woat drion mer ær ze hois? Vil hîl und gläck, vil hîl und gläck,
Derzea en riocken honf. Woat fanydt sech drun, woat fanydt sech drun?
E' groain Wänyterkrunz! Stungd oaf dea læwe broit und foair en än deny hungd!
(Der Rocken wird der Braut zugeneigt, sie steht auf und faßt ihn ebenfalls an)
Hir zea læwer broidem, woat mir dir walle sion:
Deny ihfra sôlt tea læwen, de gang mêd liosse giohn.
Hir zea dea læwe broit, woat mir dir walle sion:
Denyen ihmun sôlst tea læwen, de gang kniëcht liosse giohn.

---

[1]) todt d. h. ob der Trennung bis in den Tod betrübt.

[2]) = abrieseln, vielleicht stammverwandt mit dem ahd. **risan**, sich niederbewegen, fallen. Weigand, Wörterbuch der d. Sgn. I., S. 443.

Ei schönst, wun tea än de' schliofbat gihst,
Deny dire sele seny verschlössen;
Dæ gang kniëcht, dæ oaf der goass eram giohn,
Dæ seny gor eaverdrössen.
Ei schönst, wun tea än de kirich gihst,
Deny noacken sôl dir net blâcken[3],
De' schliuger sôl dir en zeadâcken.
Ei schönst, wun tea ois der kirich kist,
Anyder ûnder loiden är woingd sôl tea dich net sâtzen;
Næmungde sôl tea verschâtzen.
En hisch mêd vuir dir hinüwergiht,
Net schnëit är uo är îhr;
Sonst wunni wirst tea är se weder giën, —
Noar wih denyer uormer sîl.
Esi muntch în honfkëit,
Si vil geat zëit!
Esi muntch în kuirenêhr,
Si vil hîss zehr'n,
Esi muntch în huowersnuit[4]),
Si vil geat bruit!
Mer stiohn oaf'm mêsser,
Mer wîle garn êssen.
Mer stiohn oaf'm zänken,
Mer wîle garn dränken.
Mer stiohn af'm lenenk,
Mer wîle gare feneng.

---

[3]) **blâcken, blecken** = entblößt stehn. Grimm deutsches Wörterbuch II. Sp. 86. Auch trans. „**net bläck de zoinyd**".

[4]) Die Bedeutung ist mir unklar; **nait** ist Noth. Was kann aber Hafersnoth heißen? Nach Weigand **III.**, S. 865 wäre die Urwurzel von Noth **nu**, Noth (ahd. **nôt** = Klemme, Bedrängniß) also verwandt mit **nuot** = Verbindung, Zusammenfügung, und mit **chnodo** = Knoten, Halmglied (Vgl. daselbst **II.** S. 233 und **I.** S. 96). Sonach könnte der Vers in vielleicht anders lautender Form des betreffenden Wortes ursprünglich den Sinn gehabt haben: So manches Hafershalmglied (es gibt, oder am Rocken befindlich ist,) so viele gute Brote (mögen dir zu Theil werden). Für Halmglied hat man in Halvelagen jetzt nur den Ausdruck „**knoden**".

Mer stiohn oaf'm dill,
Mer wîle gare vil.
Mer stiohn oaf de wungzen,
Mer wîle garn dungzen.
Mer stiohn oaf der stong,
Mer wîle gare long.
Mer stiohn oaf'm rêg,
Mer wîle garn ewêg.
Mer stiohn oaf'm stîn.
Mer wîle garn hîm.
Mer hun es net gezarrt,
Mer hun es net geschlion.
Mer walle fräsch und frîlich
Zer dir hinoissegiohn.
Giët er es net en îmer weny,
Se giët es, woat ir îhre seny.
En kliotsch [5]) och brioden,
Esi sôl et seny. —

[5]) kolatsch (polnisch), das bekannte aus Hefenteig bereitete Gebäck, auch sträzel, Strützel genannt. Vgl. Schmeller, bayer. Wörterbuch III., S. 691.

G. Schuller.

Thürmchen auf Steilau.

(Schäßburger Sage.)

Bei Schäßburg auf der Steilau
Da steht ein Thürmchen schmal,
Das sieht von hoher Heide
Herab in's Kokelthal,
Und selten zieht ein Wand'rer
Die Straße hier vorbei,
Daß er nicht bald gefraget,
Weß dieses Denkmal sei?

Das steht seit alten Zeiten,
Ein Denkmal kühner That,
Die in des Volkes Munde
Sich treu erhalten hat.
In frühern trüben Tagen,
Zog einst mit Mord und Brand,
Ein mächt'ger türkischer Pascha
Mit Heeresmacht durchs Land;

Da wollt' er auch erobern
Die Sachsenkokelstadt, —
Doch diese war gerüstet
Zur Wehre und zur That.
Und auf der Steilau droben,
Auf einem Elephant
Der Ali Pascha saß da
Den Säbel in der Hand.

Und flucht bei seinem Barte,
Daß er die Sachsen all'
Mit Weib und Kind vertilgen
Gleich würde allzumal:
Da traf den stolzen Heiden,
Eine Kugel durch die Brust,
Den Fluch noch auf der Zunge
Er gleich ersterben mußt'.

Die Kugel kam geflogen,
Zweitausend Schritte weit,
Aus jenem grauen Thurme
Verwittert und zerstreut.
Es hat ein wackerer Goldschmied
Den guten Schuß gethan;
Die Türken aber faßte
Ein wild Entsetzen an,

Und ließen hastig fliehend
Den Pascha todt zurück,
Der auf dem Elephanten
Noch saß mit starrem Blick;
Da zogen uns're Väter,
Verfolgend stracks hinaus,
Und sah'n den todten Pascha,
Mit Freud' und auch mit Graus.

Da haben sie den Ali
In jenes Thürmchen klein,
Gradstehend und gerüstet,
Vermauert mit festem Stein,
Und auch der Elephante
Liegt unterm Denkmal da,
Geschrieben steh'ts am Steine,
Wie dieses all' geschah.

Ein leises dumpfes Klagen,
Oft Nacht's beim Thürmchen schallt,
Auch sah man es umschweben
Dann eine Luftgestalt,
Man sagt, es sei der Pascha,
Dem Gott die Ruh entzog,
Weil unter grausem Fluche
Die Seel dem Leib entflog. —

von St.

Die Riesenschlange an der Burg *).

Kronstädter Volkssage von S. Schiel.

Kurze Zeit nachdem die Stadtmauer um die neue Kronstadt, welche der größern Sicherheit wegen zwischen den Kapellenberg, Raupenberg und Schloßberg hinein gezwängt worden, erbaut, und der schöne Bach aus dem tiefen Grunde hinter der sogenannten „Zinne" fast in der Mitte der rückwärtigen Bergwand über den Burgfels und an der Burg hin, und dann neben der Weberbastei in die Stadt geleitet war, zeigte sich im Dunkel des Waldes eine furchtbare Riesenschlange. Damals reichte der Wald noch bis unmittelbar an den Bach herunter, an welchem sich dort, wo der wunderschöne Spaziergang angelegt ist, nur ein schmaler Fußsteig hinzog. Die Nachricht von dem gräßlichen Drachen, der über 30 Ellen lang, und fast so dick sei, wie ein walachisches Weinfaß, verbreitete Angst und Schrecken durch die ganze Stadt. Man vergaß selbst die Türken und Tartaren und Kurutzen, welche an den Grenzen Burzenlands tobten und bald dieses, bald jenes Dorf im Districte in Flammen aufgehen ließen. Man sprach von nichts, als von dem gräßlichen Ungeheuer, und wie es besonders in der Morgen- und Abenddämmerung den mit einem rothen Kamme besetzten Kopf weit über die Buchenbäume des Burzenwaldes emporhebe, und mit den feuersprühenden Augen die Straßen der Stadt und besonders die Umgegend des Waldes durchspähe, wie es vorgestern 3 Schafe aus der Heerde des Herrn Richters und gestern 5 Schafe aus der Heerde des Herrn Stadthauptmanns, welche sich auf die Gemeindewiese an der Burg vergangen, geholt und in einem Augenblicke verschlungen habe; auch der Hirt könne seine beiden Knaben nicht finden, sie hätten gewiß auch im schrecklichen Bauche ihr Grab gefunden. Plötzlich jedoch verschwand die Schlange wieder; man hörte sieben oder acht Tage nichts weiter von diesem Feinde, der die geängstigte Stadt von der Burgseite belagert gehalten. Schon glaubte

*) Mit diesem Ausdrucke bezeichnet man die nördliche Abdachung des 1000 Fuß hohen Kapellenberges, an welchem Kronstadt liegt. —

man von ihm auf immer frei zu sein; da betäubte eine neue Schreckenskunde die ganze Stadt. Es was gerade an einem Sonnabend, als der Thorknecht aus dem Heiligleichnamsgässer = Thor auf das Rathhaus gelaufen kam und zitternd meldete, der Drachen habe einen Studenten und gerade den Sohn des Herrn Richters aufgefressen. Er der Thorknecht habe ihn mit einem Papier in der Hand zum Thor hinaus und gegen die Burg gehen gesehen. Er sei ihm langsam nachgegangen; dort nicht weit von der Weberbastei habe sich der junge Herr ins Gras niedergesetzt und Etwas laut auswendig gepredigt. Auf einmal sei die Schlange mit aufgesperrtem Rachen und fürchterlichem Gebrüll aus dem Walde hervorgeschossen und habe den armen gnädigen jungen Herrn sammt dem Studentenhut und den Kleidern verschlungen. Das Alles habe er aus der Ferne mit eigenen Augen gesehen und könne es mit einem Jurament bekräftigen. Nun sei er in einem Strich auf's Rathhaus gelaufen um das traurige Geschehniß einem fürsichtweisen Rathe gehorsamst anzuzeigen. Wer malt den Schrecken, der alle fürsichtweisen Herrn und besonders den Herrn Richter ergriff. Sprachlos starrte derselbe vor sich hin und Thränen rollten ihm über die tief gefurchten Wangen in den weißen, bis auf den goldverschnürten Gürtel herabfallenden Bart. Dann aber faßte sich der würdige Mann, dem der Stadt Bestes zur treuen Sorge durch die Wahl seiner Mitbürger bereits zum 7tenmal anvertraut war und er forderte die Rathsgeschwornen auf, mit ihm darüber nachzudenken, wie das Ungeheuer aus der Nähe der Stadt zu beseitigen und das Unheil abzuwenden sei. Man rieth hin und her; aber Niemand wußte zu helfen. Da trat der Zucht= oder Kerkermeister vor den Rath und meldete, daß der eben vor drei Tagen zum Tode verurtheilte Mordbrenner aus Tartlau Hannes Zeimen sich erboten habe, das Unthier vom Leben zum Tode zu bringen, wenn man ihm das Leben schenke. Der Verbrecher ward sogleich vor den Rath gebracht und wiederholte hier sein Versprechen. Das Leben wurde ihm feierlich zugesagt und dazu noch eine Belohnung von hundert blanken Kronstädter Thalern, wenn er den Drachen erlege.

Hannes erbat sich nun die Haut eines frisch abgezogenen Kalbes und so viel ungelöschten Kalk, als diese Haut fassen könne. Er erhielt augenblicklich was er begehrte. Nun füllte er in der Weberbastei die Kalbshaut mit dem ungelöschten Kalk, nähte dieselbe zusammen und gab dem Ganzen die Gestalt und Haltung eines lebenden Kalbes. Dann verordnete er, daß er in aller Stille, noch ehe der nächste Morgen graute, an Seilen aus der Weberbastei an die Burg neben den Bach hinuntergelassen wurde. Hier stellte er fast am Bache das Kalb auf die vier Füße und gab ihm die Stellung, als ob es in

dem fetten Grase weide. Neugierig und ängstlich zugleich stand der gesammte Rath und noch viele hundert Menschen an den Schießscharten der Stadtmauer und schauten hinab auf das Treiben des tollkühnen Mannes. Kaum war derselbe mit seinem Werke fertig, als er schon und Alle die auf die Dinge harrten, die da kommen sollten, das gräßliche Haupt der Schlange sich über die Bäume heben und mit den funkelnden Augen umherspähen sahen. Mit einem Schrei des Entsetzens eilte Hannes zu den Seilen und gab das Zeichen zum Hinaufziehen. Mit Blitzesschnelle war er im Thurme der Bastei verschwunden. Aber in demselben Augenblicke war auch der Rachen der Schlange mit der gespaltenen blutrothen Zunge und den gräßlich drohenden Zähnen an der Mauer und bezeichnete die Schießscharte, hinter welcher der gerettete Mann verschwunden.

Jetzt aber erblickt das Ungeheuer das grasende Kalb am Bache. Wie ein Blitzstrahl fuhr es in hohem Bogen auf dasselbe los, und in wenigen Augenblicken war nichts mehr von ihm zu sehen. Dann neigte sich das Ungethüm zum Bache und füllte in langen Zügen den in langen Windungen am Bache sich hinziehenden Bauch mit dem kalten Wasser. Doch es dauerte nur einige Augenblicke, da erfolgte das furchtbarste Schauspiel. Mit einem Zischen und Schnäuben, welches das Blut der zahllosen Zuschauer erstarren machte, schoß das Ungeheuer im Nu bis zur Spitze des nächsten Baumes, der selbst höher als die Stadtmauer war, empor, und eine dicke Wolke weißen Qualmes stieg aus dem weitgeöffneten und über die Spitze des Baumes hinaufragenden Rachen wie aus einem brennenden Rauchfang; in zahllosen schnell wechselnden Windungen schlang sich der Riesenleib um den Baum, so daß die Aeste mit Geprassel zusammenbrachen. Das Alles ging schneller vor, als es hier erzählt werden kann. Plötzlich jedoch lößten sich wie auf einen Schlag die Windungen um den Baum wieder und mit einem gellenden Geheul, wovon der Kapellenberg schrecklich wiederhallte, stürzte der Riesenleib, die umstehenden jungen Bäume wie Rohr zusammenknickend, zu Boden, und eine weiße Nebelwolke verhüllte das Ganze. Einige Augenblicke herrschte die tiefste Stille über der Gegend, dann aber erhob sich von der Stadtmauer unendlicher Jubel der zahllosen Zuschauer, welche jetzt die List Hannes Zeimens vollständig begriffen. Und dann strömte die ganze Stadt, groß und klein, den Stadtpfarrer und wohlweisen Rath an der Spitze, zum Heiligleichnamsgässer Thor hinaus an die Burg, und sie betrachteten das im Tode noch schreckliche Ungeheuer, das mit zerplatztem Bauche vor ihren Augen da lag. Und da lag auch der arme Student in Dolman und Ampel und mit dem Stolphut auf dem Kopf und der Predigt in der Hand, wie die alte Urgroßmutter dem Schreiber dieser Geschichte erzählte.

Der Stadtpfarrer aber erhob die Hände zum Himmel empor und sprach mit lauter Stimme, daß Alle es hörten, ein herzliches Dankgebet, in das alle Versammelten mit ihrem Amen einstimmten. Die Menge aber pries laut den Retter Hannes Zeimen der auch die 100 blanken Thaler sogleich erhielt und von nun an ein ehrlicher und angesehener Mann wurde. Der arme Student wurde auf einer Bahre in die Stadt getragen und ihm ein prachtvolles Leichenbegräbniß veranstaltet, wie es sich für einen Richterssohn schickt.

Den Leib der Schlange aber verscharrten sie im Stadtgraben gegen Morgen von der Seilerbastei; und der Rath ließ das Bild der Riesenschlange zum ewigen Gedächtniß an die Stadtmauer über dem Orte, wo die Schlange eingegraben liegt, malen, wie auch heute noch an dieser Mauer ganz deutlich zu erkennen ist. —

Wie Pakâle einen Popen anführte.

Ein Pope, der viel von den Possen Pakâle's gehört hatte, trug großes Verlangen, selbst ein Abenteuer mit ihm zu bestehen. Eines Tages fuhr er aus, um sein Verlangen zu stillen. Als er eine gute Strecke Weges gefahren war, sah er einen Mann mit dem Rücken an einer Bergrutsche lehnen und fragte den, wer er sei und warum er so dastehe. Der Mann gab zur Antwort: „ich bin Pakâle und stehe da, den Berg zu halten, damit er nicht ganz herabrutsche.“ „Nun“, sagte der Pope, „ich habe viel von dir gehört und deinen lustigen Streichen und bin eben nur deinetwegen von Hause weg, um dich zu sehen.“ Da erwiderte Pakâle: „wie Schade, wie Schade, daß ich mein Instrument nicht bei mir habe, womit ich die Leute anführe; du könntest sogleich eine Probe zu sehen bekommen. Willst du aber an meine Stelle treten und den Berg halten, so eile ich flugs nach Hause und hole das Instrument.“ Der Pope war's zufrieden, stieg vom Wagen und löste den Pakâle ab. Der bedachte sich nicht lange, sprang in den Wagen des Popen, erfaßte die Zügel und sprengte mit Roß und Wagen davon. Dem Popen blieb das Nachsehen.

Wie Pakâle einem Fuhrmann antwortete.

Einst ging Pakâle die Heerstraße entlang. Da fuhr rasch ein Fuhrmann an ihm vorüber und fragte: „kann ich wohl vor Einbruch der Nacht die Stadt erreichen?“ „Ja,“ antwortete Pakâle „wenn du nicht so rasch fährst.“ Der Fuhrmann dachte: ist der aber dumm und ließ die Pferde laufen, daß die Straße bebte. Vor der Stadt aber, wo große Steine lagen, stieß der Wagen an einen derselben so heftig, daß ein Rad brach und der Fuhrmann Noth hatte, den Schaden auszubessern mit Stricken und Ketten. Mittlerweile ward es Nacht, und als er eben weiter wollte, holte ihn Pakâle ein und sagte: „siehst du, daß ich Recht hatte! wärest du nicht so rasch gefahren, so hättest du die Stadt bei hellem Tage erreicht.“ —

Gott und der Tod.

Einst ging Gott und der Tod über die Erde und begegneten einer Mutter, welche zwei Kinder an ihrer Brust trug und beide säugte; denn es waren Zwillinge. Da sprach Gott zum Tod: „diese Mutter sollst du in der Nacht als Opfer zu dir nehmen." Der Tod antwortete: „ich will es thun," und ging um die Mitternachtsstunde, die Mutter mit seinen kalten Armen zu umschließen. Doch gerührt trat er zurück; denn die Mutter lag in süßem Schlaf und die Kinder eines zur Rechten, das andere zur Linken, tranken aus ihren Brüsten die erquickende Muttermilch. Der Tod hatte Erbarmen, ließ die Mutter am Leben und sprach: „nehme ich die Mutter von den Kindern, wer wird sie ernähren?"

Andern Morgen sprach Gott zum Tod: „du hast meinen Befehl schlecht vollzogen!" „Ich gestehe es gerne," erwiederte der Tod, „ich hatte Erbarmen mit den Kindern und darum ließ ich die Mutter leben." Da sprach Gott zu ihm: „steige hinab ins Meer; da liegt auf dem untersten Grund ein schwerer Stein; hole ihn herauf." Der Tod gehorchte und legte den Stein auf das Ufer. Da sprach Gott: stoße ihn an! Und als der Tod dieß that, sprang der Stein mitten entzwei, und zwei kleine Würmchen krochen aus seinem Innern hervor. „Wer hat die Würmchen erhalten?" fragte Gott. „Deine Allmacht" gab der Tod zur Antwort. „So," fuhr Gott fort, „wie ich diese Würmchen ernährte, hätte ich auch für das Leben der Zwillinge zu sorgen gewußt."

Seit der Zeit nimmt der Tod keinen Anstand, Kindern die Mütter zu zu entreißen; denn Gott besorgt und ernährt die Waisen.

Hermannstadt's frühere Wehrkraft.

Eine Monographie von K. Schwarz.

(Vorgelesen im Hermannstädter Zweigverein für sieb. Landeskunde.)

Als unsere Vorfahren in das östliche Desertum des ungarischen Reiches berufen worden, wie zur Verbreitung deutscher Bildung und deutscher Sitte so besonders auch zum Schutze der Krone, und hier als verlorener Posten die äußerste Grenzwacht erhielten gegen die rohen Horden der angränzenden Länder; da war es natürlich, daß, wie zwei Schwerter ihr Wappen bilden bis auf den heutigen Tag, so Kriegstüchtigkeit keine ihrer letzten Tugenden war und sein durfte.

Von Jugend auf in den Waffen geübt, mußte Jeder in den Tagen der Noth mitkämpfen für Freiheit und Vaterland wie auswärts, wo sie sich dann um ihr Nationalbanner schaarten wie die Franzosen um die Oriflamme und die Dänen um den Dannebrog, so besonders daheim gegen die Ausfälle der Nachbarhorden oder auch der einheimischen Feinde. Bald hatte jeder Ort seine in der Regel auf eine Anhöhe gepflanzte Kirche mit Ringmauern und Thürmen, mit Wall und Graben, lag er aber in der Ebene, auch mit ausgebreiteten Teichen umzogen, die dann der benachbarte Fluß mit Wasser speisete.

Die Haupt- Hermannstadt namentlich war so fest, mit doppelten Ringmauern, Thürmen, Basteien und zweckmäßig angelegten Teichen versehen und auch von seinen Bürgern stets so wacker vertheidigt, daß nie des Feindes Fuß dieselbe betreten, so lange sie nämlich eine Feste war. So lag um nur ein Beispiel anzuführen, Sultan Murad II., nachdem er das ganze Siebenbürgen sengend, plündernd und mordend durchzogen, acht Taze vor Hermannstadt, ohne einen Angriff auf dasselbe zu wagen, bis die Bürger des Dinges überdrüßig einen Ausfall machten, über das türkische Lager herfielen und nach einem glänzenden Siege das ganze Heer in die Flucht schlugen 1438. Seitdem hat sich der Moslem selten mehr an Hermannstadt gewagt und auch da stets seinem Unsterne folgend.

Hermannstadt, so bereits „nedum ipsius regni, sed totius fere christianitatis ab ea parte contra infideles propugnaculum et quasi murus ac clypeus“

(Pabst Eugen bei Katona XIII. 452), bemühte sich von da an begreiflicherweise noch mehr, seine Wehrkraft zu heben und erhielt von seinen Königen und Fürsten, die Hermannstadts Bedeutung als Schirm und Vormauer besonders gegen die Türken wohl einsahen, zu jenem Zwecke oft nicht unbedeutende Unterstützungen, die hier aufzuzählen der Raum verbietet. Einiges Wenige über Hermannstadt ist mir aber vergönnt.

Anfangs hatten die Bewohner der alten villa Hermanni oder Cibiniensis auch nur ihre Capelle der h. Maria (später in die Pfarrkirche eingebaut) auf der nach der Saggasse abfallenden Anhöhe mit thurmgekrönten Mauern umgeben, während der Ort selbst am Fuße der Burg lag neben dem Zibin, der damals vielleicht näher an der Burg quer durch die Elisabethgasse floß; worauf wenigstens deren nur mit einer dünnen Erdrinde bedeckter Schottergrund hindeutet. Dann siedelten sich Einige wahrscheinlich der größern Sicherheit wegen neben der Burg an, man schloß ihre Wohnungen durch die „Stadt-Kleinring-Mauer," welche sich vom damaligen Rathhause (dem jetzigen Priesterhofe) bis zum „Ledererloch" zog, an die Burg und deren Gebäude, Pfarrhaus, Schule ꝛc. an. Doch es folgten ihrem Beispiele immer mehrere und es wurde die so entstandene Oberstadt denn auch in den Befestigungsrayon eingezogen und von der Unterstadt festungsartig abgeschlossen durch eine neue, ebenfalls mit den nöthigen Thürmen und verschließbaren Eingängen und Einfahrten versehene Stadtmauer. Sie zog sich von dem Soldisch*) am Rande der gegen die Unterstadt abfallenden Terasse bis zur alten Burg, dann vom „Ledererloch" die Reisperggasse entlang bis zum Salzthurme, von da bis zu dem Platze, auf welchem später die Hallerbastei (gegenüber dem neu erbauten Franz-Josefsspitale) errichtet wurde, und so in einem Ringe weiter, bis sie sich wieder an den Soldisch schloß. Später wurde in einer letzten Erweiterung der Befestigungen auch die Unterstadt mit einer 4 bis 8 Klafter hohen Mauer umschlossen, in welche die Bürger der fast verklungenen Sage nach, einen „Studenten" mit „Ampel und Toga" lebendig einmauerten, darin einem viel und weit, vielleicht allverbreiteten Wahnglauben jener Zeit huldigend, daß nämlich nur so Mauern und Thürme fest und ungebrochen fortdauern könnten bis in ferne Jahrhunderte.

Diese äußere Mauer krönten i. J. 1492 zwölf, 1575 aber schon 33 Thürme, wovon den Zünften zur Erhaltung und Bewachung 25 zugewiesen waren

---

*) „Soldisch", nach Schuller (zur Geschichte der Ringmauern von Hermannstadt, S 15) wahrscheinlich von dem altdeutschen Selde oder Solde d. i. Hütte, Wohnung für Aerme, die daher Seldener (Sedler?) hießen.

So wachten auf dem Heltauerthorthurme (1839 abgetragen) die Fleischhauer, über dem Elisabeththor stand der Kürschnerthurm und über dem Sagthor der Schneiderthurm; an ihm der Zuruf: Ne timeas. Die Schneider aber, von denen der Volkswitz anderwärts manch schnurriges Stücklein erzählt, spielen wirklich in der Geschichte Hermannstadts, ihrem Wahlspruche auch in der That nachkommend, keine untergeordnete Rolle; was ohne besondere Mühe erwiesen werden könnte. Wohlgemerkt, es ist hier nicht von den deutschen Modeschneidern die Rede, sondern von den jetzt fast eingegangenen „sächsischen Schneidern," welche jetzt mehr nur Bauernkleider verfertigen, wie sie in alter Zeit, wo die französische Mode nicht so allmächtig herrschte, größtentheils auch von den Städtern getragen wurde. Im Jahre 1492 nur befanden sich in den Zechthürmen bereits 70 Hackenbüchsen, 110 Handbüchsen, 4 Zentner Pulver*), 45 Armbrüste, 15 Armbrustwinden, 6300 Armbrustpfeile**) u. s. w. Wie die Thürme im Jahre 1575 schon 33, bald die Zahl 36 erreichten und dieselben wohl nur deßwegen nicht überschritten, weil seit der allgemeinen Anwendung der Pulverkraft im Kriege die Errichtung von vorgeschobenen Basteien und runden Thürmen nöthig wurde; so wurde auch von den Zünften der Vorrath an Kriegszeug stets nach Kräften vermehrt.

Selbstverständlich wurden außerdem von der Stadt zu gemeinem Gebrauche besonders im Felde wie an Proviant, so an Kriegszeug der nöthige Vorrath bereit gehalten. So besaß sie im Jahre 1567 in Basteien und Thürmen außer dem „Geschoß auf Rädern" (Schlangen, die 1= bis 18pfündige eiserne Kugeln schossen und Bombarden oder Steinbüchsen) 263 Doppelhaken, 624 Handrohre, 530 Bärenspieße &c. 586 Fäßer Pulver, 26554 eiserne Kugeln, 538 Steinkugeln von verschiedenem Gewichte u. s. w.

Außerhalb dieser Mauern und Thürme streckten, als nach der Erfindung des Schießpulvers die thurmgekrönten Städte, die ehedem des Bürgers Recht und Freiheit beschützt, durch die Artillerie in Fesseln geschlagen worden, vor und neben die Thore hingepflanzt, dem Andringenden starke Basteien ihre steinerne Brust entgegen, nämlich 5 größere: die Hallerbastei, die Sagthorbastei, Heltauerthorbastei, Burgerthorbastei, Soldischbastei und zwei kleinere: die Wagnerbastei (zwischen Elisabeth= und Burgerthor) und die Bastei auf der Wiese, auch der Dicke Thurm genannt, wo seit 1787 das Schauspielhaus steht. Auch

---

*) Für jene Zeiten, wo Büchsen und Pulver noch gar nicht allgemein im Gebrauche waren, Bogen und Armbrust noch lange nicht verdrängt hatten, immerhin bedeutend.

**) arnprostfeyle. Eder liest irrig arnprostseyle, was dann Teutsch in seiner Geschichte &c. in Armbrustsehnen veredelt hat.

zogen sich durch die zahlreichen Teiche, welche zur bessern Abwehr und der Erschwerung eines etwaigen Angriffes die Stadt rings umgaben und mit Fischen bevölkert, von ihren Eigenthümern in Stand gehalten werden mußten, in angemessener Entfernung von der Stadtmauer hohe Wälle hin. So von der Hallerbastei bis zur Heltauerthorbastei, auf deren einer sich jetzt die obere Promenade befindet, wo in freien Mußestunden sich Viele im kühlen Schatten lustwandelnd ergehen oder aber in der frischen, freien Morgenluft bei dem neuen Schweizerpavillon den duftigen Mokka schlürfend und die zutraulich gewordenen Vögel mit Semmelkrummen speisend den Tag gemüthlicher beginnen, als sie ihn vielleicht enden werden.

Und so könnte ich euch viel Herrliches erzählen von der That- und Wehrkraft, der Rührigkeit unserer Vorfahren und da besonders der Hauptstadt Hermannstadt, ihrer Ausdauer und Furchtlosigkeit, ihrem Muth und Selbstvertrauen, wie auswärts, so daheim — denket nur an die vieljährigen Belagerungen durch K. Johann, Fürst Rakoczi und A. —; aber der knapp zugemessene Raum in diesem Büchlein gestattet mir es nicht. So Gott will, geschieht es an einem andern Orte.

Genug, daß nie der Fuß des Eroberers unsere Hermannstadt betreten, so lange sie nämlich eine Feste war, wohl aber seine Feinde sich hier stets blutige Köpfe geholt haben. Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, blüh' neues Leben auf aus den Ruinen!

Das Königslied.

Ein Beitrag zur Geschichte des Todtentanzes — Auszug aus einem Vortrag, der im Hermannstädter Zweigverein für siebenbürgische Vaterlandskunde gehalten wurde.

An alle unsere sächsischen Volksfeste, sie mögen von der Kirche, der Natur oder dem geselligen Leben bedingt sein, haben sich ehrwürdige Reste eines grauen Alterthums angeschlossen und altgermanisches Heidenthum ist unvermerkt in vielfachen friedlichen Verschlingungen mit mancherlei Erstlingsblüthen christlicher Kunst sogar unter dem Lichte des Protestantismus bis in unsre Gegenwart verpflanzt worden. Unter allerlei diesen Festen ist aber unstreitig das achttägige Hochzeitsfest, welches entweder vor der Advent in der Katharinenwoche oder aber nach dem Neujahr in der durch das Evangelium von der Hochzeit zu Cana bestimmten Woche gefeiert wird, die reichste Fundgrube für deutsches Alterthum. Wir erlauben uns aus diesem Reichthum diesmal ein Beispiel dramatischer Dichtung hervorzuheben, um damit vorläufig darauf hinzuweisen, daß auch dieser Zweig deutscher Poesie bis auf den heutigen Tag in unserm Volksleben vertreten ist und eine gewisse erziehliche Wirksamkeit ausgeübt hat. Es ist dies eine dramatische Darstellung des Todtentanzes, wie solche in Deutschland schon vor dem Anfange des 15. Jahrh. entstanden sind, während sich bald darauf die bildenden Künste desselben Gegenstandes bemächtigten und das Drama verdrängten, so daß etwa von der Mitte des 15. Jahrh. für Deutschland keine Spur und kein Grund zu der Annahme vorhanden ist, daß der Todtentanz in anderer Weise als durch Bild und Schrift vor Augen gebracht worden sei. W. Wackernagel hat in der Wolf'schen Zeitschrift für deutsches Alterthum Band IX. Heft II. eine ausführliche Abhandlung über Entstehung, Ausbildung und geographische Verbreitung des Todtentanzes veröffentlicht. Aber der umsichtige und gründliche Forscher sah sich aus Mangel an historischen Spuren von dramatischen Darstellungen jener volksthümlichen Idee in Deutschland gezwungen bloß zwei kleine der innern Seite eines Buchdeckels entlehnte Bruchstücke eines vielleicht größeren Gedichtes und ein auch bei uns noch übliches Kinder-Tanzspiel vom schwarzen Mann, der ein Glied nach dem andern aus dem spielenden Kreise herausgreift, als einzige dahin gehörige Reste

anzuführen. Ja! er muß gar das Geständniß ablegen, daß nirgends berichtet werde, wo und wann ein solches Drama zur Aufführung gekommen, wenn es auch unzweifelhaft sei, daß solche stattgefunden, da dem Mittelalter die Unnatur fremd gewesen, bloß zu schreiben oder zu lesen, nicht aber auch zu spielen. Daß die Wissenschaft darin keinen Fehlschluß gethan hat, wird die folgende Mittheilung unsers Todtentanzdrama's erweisen. Ob dasselbe auf siebenbürgischem Boden entstanden oder aus dem Mutterlande eingewandert sei, kann hier aus Mangel an wissenschaftlichen Behelfen nicht dargethan werden. Ebenso schwierig ist die Bestimmung seines Alters, da die blos schriftliche Fortpflanzung desselben in immer sich erneuernden Exemplaren die dabei einzigmöglichen Kennzeichen alterthümlicher Sprache oder Schrift fast gänzlich verwischt hat. Doch können schon jetzt mehrere nicht grundlose Muthmaßungen darüber wohl ausgesprochen werden. Einmal ist das geistige Leben unsers Volkes mit dem des großen Mutterlandes von jeher in innigstem Zusammenhang gewesen und es ist daher ganz unwahrscheinlich daß die Idee des Todtentanzes bei uns in einer Zeit aufgetaucht sei, wo sie in Deutschland sich entweder gar nicht mehr äußerte oder aber in andrer Weise ihren Ausdruck fand!

Dann hat der Dominikanerorden, welcher im Ausland (Wolf'sche Zeitschrift pag. 348 Bd. IX.) an der Verbreitung und künstlerischen Gestaltung des Todtentanzes das größte Verdienst hat vor der Reformation auch in unserm Vaterlande bestanden, und es hindert uns deshalb nichts zu glauben, daß eben derselbe das in Deutschland getriebene Reis dramatischer Dichtung hierher verpflanzt habe. Eine originelle Schöpfung protestantischen Geistes ist es gewiß nicht, wenn es auch von ihm geduldet wurde, um die inmitten unsers Landvolkes bei Gelegenheit der Hochzeitsfeste übliche höchste Steigerung weltlicher Lust durch ernste Todesgedanken als Bußmahnungen zu mäßigen.

Darin ist wohl noch immer das untergeordnete Schulpersonale bei der Aufführung vorzugsweise betheiligt. Dazu kommt, daß die in unserm Königslied vorkommende fünfzeilige Strophe nebst den vielfachen Stimmenreimen und der musikalischen Aufführung, sowie die Anspielung auf die uralte Vorstellung des Todes unter dem Bilde eines Gärtners und Bogenschützen mit tödtlichen Pfeilen (nach Wackernagel) u. s. w. ebenfalls ein hohes Alter von wenigstens 400 Jahren beurkunden.

Der das Drama eröffnende Engel mahnt überdieß an die gleiche Einleitung alter Osterspiele. Das Gedicht ist über den größten Theil des Sachsenlandes verbreitet und wird vollständig aufgeführt in mehreren Ortschaften des Mediascher, Großschenker und Bogeschdorfer Capitels, während es in andern

Orten blos fragmentarische Darstellung findet und von mannigfachen Gebräuchen umgeben ist, die Grimm's von Wackernagel angegriffene Meinung zu rechtfertigen scheinen, daß darin ein Fortwirken altheidnischer Mythen vom Kampfe des Frühlings mit dem Winter stattfinde. Das weiße Stäbchen des den Tod begleitenden Engels, womit er am Ende den König wieder erweckt, so wie diese Auferweckung selbst scheinen ebenfalls auf einen Zusammenhang mit jenem altgermanischen Mythus hinzuweisen, der ohnehin in mehreren sächsischen Gemeinden z. B. Braller, Feldorf, Nadesch, Leschkirch u. a. bis in die jüngste Gegenwart eine Art dramatischer Aufführung gefunden hat, die anderwärts ausführlicher besprochen werden soll.

Von manchen dem Volksliede auf seiner langen Wanderschaft eigenthümlichen Veränderungen und Zusätzen hat sich das Königslied ebenfalls nicht frei erhalten können. Dahin gehören insonderheit die am Schluße angewachsenen Liederverse aus einem alten Kirchengesangbuch, die ihm in der activen Theilnahme der ganzen Hochzeitsversammlung eine ächt protestantische Färbung geben. Ein Merkmal wesentlichen Unterschiedes zwischen ihm und den Darstellungen des Todtentanzes durch die bildende Kunst in Deutschland ist dies: daß der Tod nicht nacheinander 24 Personen nach den verschiedenen gesellschaftlichen Rangstufen in seinen Reigen fordert, sondern es mit dem einen König zu thun hat und nur nebenbei erwähnt, daß er Prälaten, Fürsten und arme Leute einladen müsse, während der Pabst, der sonst überall den bittern Reigen eröffnet, gänzlich ignorirt wird.

Es mag das in den hierländigen politischen und kirchlichen Verhältnissen seinen Grund haben, indem nämlich der Humor eines protestantischen Volkes in der Bezwingung der höchsten von ihm anerkannten Königsgewalt, die Allmacht des Todes hinlänglich dramatisch veranschaulichen konnte.

Die Aufführung des Königsliedes selbst geschieht in folgender Weise: Zuerst kündigt der schneeweiß gekleidete Engel, ein weißes Stäbchen in der Hand tragend, den Zuschauern das Schauspiel an. Dann tritt der König mit Mantel, Krone, Scepter und Gefolge auf. Zuletzt erscheint der Tod bald in schwarzer Vermummung, bald in ein weißes Leichentuch gehüllt entweder mit einer Sense oder mit Bogen und Pfeil bewaffnet; ihm zur Seite stehen als stumme Begleiter schwarzgekleidet, Apotheker und Doctor, ersterer mit einer Menge in einem Korb übereinander gestellter Medicinfläschchen, der andere mit einem dreieckigen Hut über dem bepuderten Zopf und krummen Rücken und der unvermeidlichen Schnupftabakdose in der Hand.

Das Ganze wird gesungen.

Engel: Hört zu mit Fleiß und merket auf
Neu Zeitung ich euch singen will
Von einem König reiche.
Der Tod auf einem freien Markt
Dem König thut nachschleichen.

Tod: Glück zu, du edler Königsmann
Neu Botschaft ich dir zeige an
Dein Tod ist schon vorhanden!
An meinen Reihen mußt du gehn,
Ich fahr durch alle Lande!

König: Wer bist du denn du kühner Mann
Daß ich mit dir nun muß davon?
Woher, aus welchem Lande?
Bist du ein Herr, das zeige an
Bestehest sonst in Schanden.

Tod: Kennt'st du mich recht, es wär' dir gut,
Ich brech' dir deinen stolzen Muth.
Tod heißt man mich mit Namen,
Der jungen und der alten Leut'
Thu ich gar wenig schonen.

König: Vom Tod ich oft gehöret ha'n
Nach dir ich nicht viel fragen kann,
Pack' dich aus meinen Landen,
Sonst muß du gleich gefangen stahn
In Ketten und in Banden.

Engel: Der Tod schoß aus in schneller Eil'
Dem König zu mit einem Pfeil.

Tod: Jetzt wirst du bald empfinden
O junger stolzer Königsmann
Ob du den Tod wirst binden.

Engel: Der König bald entfärbet sich
Und sein Gestalt wird jämmerlich.

König: Gott mög' sich wohl erbarmen,
Daß ich so gählich sterben muß.
Du find'st ja viel der Armen.

Tod: Der Armen find' ich viel zu viel

Der Reichen ich auch haben will,
Die zieren meinen Reihen.
Prälaten, Fürsten, Könige groß
Thun mich allzeit erfreuen.

König: Groß ist dein' Macht.

Engel: Der König sprach
Wie er nun auf dem Bette lag:

König: Drum geb' ich mich gefangen;
Aus meiner Hoffnung will ich noch
Eine Bitt von dir erlangen.

Tod: Sag an:

Engel: Gab ihm Bescheid der Tod.

Tod: Was ängstet dich für große Noth?

König: Zwölf Jahr frist' mir mein Leben;
Zehntausend Pfund vom besten Gold
Will ich dir zu eigen geben.

Tod: Nach deinem Gold frag' ich nicht viel
Du bist jetzt übergeben mir,
Auf diesmal mußt du sterben.
An meinen Reihen mußt du gehn
Laß andere dich beerben.

König: Verleih' mir nur.

Engel: Der König sprach:

König: Ein halbes Jahr und einen Tag
Ein Haus will ich noch bauen
Einen Thurm und auch ein festes Schloß,
Mein Land zu überschauen!

Tod: Laß bauen, wer da bauen kann
Auf diesmal mußt du mit davon
Schick' dich an meinen Reihen
Einen Tag ich mit dir tanzen will
Der wird dich wenig freuen.

König: Noch Eines bitte ich von dir,
Das wolle nur gewähren mir.
Laß mich nur länger leben,
Ein armer Bettler will ich sein,
Dazu meine Kron' dir geben!

Tod: Herr König! das sind unnütz' Wort
Schick' dich nur bald, wir müssen fort,
Die Zeit vergeht mit Schaden.
An meinen Reihen muß ich noch
Viel tausend Menschen laden.
König: Nicht eil', nicht eil'.
Engel: Der König sprach:
König: Verleih mir nur noch einen Tag
Ein Testament soll ich bestellen,
Mein Silber, Gold und Edelstein
Ordnen nach meinem Willen.
Engel: Der Tod der sprach:
Tod: Es kann nicht sein
Darum ergib dich billig drein.
Daß wir jetzt auf die Straßen!
Dein Silber, Gold und Edelstein
Mußt du der Welt nun lassen.
König: Hilft kein Bitten, hilft kein Flehen?
Tod: Flehn' und Bitten helfen nicht!
König: Soll ich keinen Tag mehr sehen?
Tod: Keinen, du mußt vor's Gericht.
König: Ich bitt' um einer Stunde Frist.
Tod: Du bittest was bei mir nicht ist.
König: Nur Geduld drei Wort zu warten?
Tod: Keine wächst in meinem Garten!
Engel: Der König streckt bald seinen Fuß,
Sein stolzer Leib sich ganz entließ,
Sein Mund that ihm verbleichen.
Der Würger würgt ohn' Unterlaß
Den Armen wie den Reichen.

Der Tod kommt oft zu solcher Zeit
Wenn man gedenkt er sei noch weit
Thut seinen Pfeil ausschießen.
Darum so lebe stets in Gott
Wirst Seligkeit genießen.

Wie der König hinsinkt, geht der Tod ab. Die Soldaten legen den todten König anständig auf eine Bahre nieder und sagen:

Was pocht man auf die Throne
Da weder Macht noch Krone
Kann unvergänglich sein!
Es mag vom Todesrechen
Kein Scepter dich befrei'n!
Kein Purpur, Gold und Edelstein! u. s. f.

Nach Beendigung dieses Liedes erscheint der Engel zu des Königs Füßen und singt:

Der Vorsicht Huld send't mich als Bot'
Zu heben diese schwere Noth,
Den König seinem Reiche
Auf seine Bitte zu verleih'n.
Er lebe seinem Reiche!

Nun berührt er des Königs Brust mit dem weißen Stäbchen; dieser erwacht wie aus tiefem Schlaf, seine Soldaten richten ihn auf, er sitzt und singt:

Was ist's, wie ist mir doch geschehen
Soll ich die Schöpfung wieder sehen?
O welche hohe Gnade:
Wer bist du Herr? ich kannt' dich nicht
O zeig mir deine Pfade!

Engel: Der Herr, der mich zu dir gesandt
Er ist der Herr mit starker Hand
Er gibt, er nimmt das Leben,
So wie du jetzt erfahren hast!
Nach ihm mußt du stets streben.

Nun steht der König auf, nimmt die Krone von seinem Haupt herunter und singt mit der Choralbegleitung:

Dein ist die Kron' o Herr der Welt
Der alles kann und uns erhält!
Was ist der Mensch? er ist nur Staub,
Und schnell des Todes sichrer Raub.
Kein Stolz bezeichne unsern Stand,
Es ist fürwahr nur eitler Tand,
O Herr führ' uns auf deiner Bahn
Und nimm uns einst in Gnaden an.

Das Lämmchen.

Romänische Volksballade. — Im Versmaße des Originals übersetzt von*).

Wo am Bergesfuß ein Steig
Schön wie aus dem Himmelreich
Mündet, da auf ihrem Weg
Kommen vom Gebirg im Weg
Lämmerherden drei
Mit den Hirten drei.
Einer war aus Ungarn her,
Einer aus der Moldau her,
Einer aus der Wrantscha her**).
Aber der aus Ungarn war,
Und der aus der Wrantscha war,
Siehe, die besprachen sich
Und beriethen unter sich:
Wenn es Nacht geworden,
Wollten sie ermorden
Den, der aus dem Moldner Land,
Weil als brav er war bekannt,
Und mit Hörnern er
Schafe hielt und mehr,
Pferde gut gelehrt,
Hunde treu bewährt.
Doch ein Lämmelein
Zart bewollt und fein,

*) Aus einem unter der Presse befindlichen Werke: Romänische Volkslieder. Eingeleitet, übersetzt und erläutert von J. C. Schuller. Das Original dieser sehr schönen Ballade gibt **B. Alessandri poesii populare Jassi** 1852. Bd. 1, S. 1 ff. eine freie strophische Uebersetzung Wilhelm v. Kotzebue in: Romänische Volkspoesie, gesammelt und geordnet von B. Alexandri, deutsch von W. v. Kotzebue. Berlin 1857, S. 8. ff.

**) Wrantscha, Gebirgsthal in der Moldau.

Seit drei Tagen her
Blöckt es kläglich sehr,
Schmeckt' ihm's Gras nicht mehr.
„Weißes Lämmlein,
Lämmlein weiß und rein
Seit drei Tagen her
Blöckst du kläglich sehr.
Schmeckt dir's Gras nicht mehr?
Drückt dich Krankheit schwer
Lämmchen, liebes Lämmchen?"
„„Hirte du mein lieber
Führ' die Schaf hinüber
In des Waldes Dunkel fort,
Gras genug für uns ist dort;
Ochsenschatten*) hat der Ort.
Hausherr, Hausherr, folge mir,
Ruf' auch einen Hund mit dir,
Der der allerkräftigste
Der der allermuthigste,
Denn wie's Nacht geworden,
Sollen dich ermorden
Der, der aus dem Ungerland,
Und der aus der Wranscha ist."
„Lämmlein mit der Wolle kraus,
Siehest du, was kommt, voraus,
Und ist so des Schicksals Schluß,
Daß im Feld ich sterben muß;
Sag es dem aus Ungarn,
Und dem aus der Wrantscha,
Hier ganz nahe haben
Sie mich zu begraben
In den Melkstall hin,
Daß bei euch ich bin,
Von der Senne Höhe dann
Meine Hunde hören kann.
Sprich' o seid gebeten,

*) umbra de boi d. i. Schatte, breit genug für Ochsen.

Legt zum Haupt drei Flöten.
Buchenholz die eine sei:
Stets bläst sie von Liebestreu.
Eine sei gemacht von Bein,
Klaget stets des Herzens Pein.
Eine aus Hollunderholz
Tönet feurig stets und stolz.
Wenn der Wind dann wehet,
Durch die Flöten gehet,
Sammeln sich die schönen
Schafe all voll Sehnen,
Weinen blut'ge Thränen.
Aber von dem Mord
Sage nicht ein Wort.
Eine Fürstin, sprich,
Nahm zur Gattin mich,
Die mit aller Welt
Ihre Brautfahrt hält,
Wie ich Hochzeit gab,
Fiel ein Stern herab,
Und die Krone hielten mir
Mond und Sonne für und für.
Tann' und Erl' als Gäste
Waren bei dem Feste,
Priester Bergeskegel,
Lautenschläger Vögel,
Vögel viele tausend gar,
Fackel war der Sterne Schaar.
Doch wenn dir begegnet,
Ach wenn dir begegnet
Meine alte Mutter
Mit dem wollenen Gürtel,
Aus den Augen weinend,
Durch die Auen eilend,
Alle Leute fragend,
Und zu ihnen sagend:
Wer hat ihn gekannt?

Wer gesehn? im Land
War's der schönste Hirte,
Schlank wie durch den Bogen
Eines Rings gezogen.
Wie der Milchschaum fein
Sein Gesichtelein
Und der Bart war auch
Der Kornähre gleich;
Schwarz wie Raben war,
Seines Hauptes Haar,
Seine Augen dunkelbraun
Wie Brombeeren anzuschaun;
Lämmlein, mit der Armen
Habe dann Erbarmen.
Eine Fürstin, sprich,
Nahm zur Gattin mich,
Die mit aller Welt
Ihre Brautfahrt hält.
Wie ich Hochzeit gab,
Fiel ein Stern herab,
Und die Krone hielten mir
Mond und Sonne für und für,
Tann' und Erl' als Gäste
Waren bei dem Feste,
Priester Bergeskegel,
Lautenschläger Vögel,
Vögel viele tausend gar,
Fackel war der Sterne Schaar.

Verbesserungen.

Seite 6,	Zeile 16	—	statt Sannosch lies Samosch.
„ 7,	„ 15	—	„ Gemeindes lies Gemeinden.
„ 7,	„ 22	—	„ ihren lies ihrem.
„ 8,	„ 13	—	lies der Krone gegenüber.
„ 8,	„ 25	—	statt außerhalb diesem, lies außerhalb dieses.
„ 11,	„ 29	—	lies oder seine Nachfolger.
„ 12,	„ 3	—	statt Wüstungen Verwüstungen.
„ 12,	„ 14	—	„ von vielen lies vor vielen.
„ 12,	„ 18	—	„ Hunyads lies Hunyadis Tod.
„ 12,	„ 23	—	„ wiederstehen lies widerstanden.
„ 13,	„ 7	—	„ nach lies noch.
„ 13,	„ 13	—	„ vergebe lies vergabe.
„ 13,	„ 26	—	„ viel lies viele.
„ 13,	„ 31	—	„ aufschlagen lies aufschlügen.
„ 14,	„ 7	—	lies: so wie die andern Sachsen in mannhaft vertheidigtem Betrieb reichen Verkehrs.
„ 14,	„ 23	—	statt engen lies engern.
„ 14,	„ 25	—	statt in lies im.

Hermannstadt, 1857.
Druck und Verlag von Theodor Steinhaußen.